Nr. 159 — Jahrgang 14 Einzelnummer 0,20 Zl. Sonntag, den 14. Juli 1929

Volkswille

Anzeigenpreis: 1/64 Seite 3.75, 1/32 Seite 7.50, 1/16 Seite 15.—, 1/8 Seite 30.—, 1/4 Seite 60.—, 1/2 Seite 120.—, 1 ganze Seite 240.— Zloty. Familienanzeigen und Stellengesuche 20% Rabatt. Anzeigen unter Text, die 3 gespaltene mm Zeile 0.60 Zl. von außerhalb 0.80 Zl. Bei Wiederholungen Rabatt.

Zentralorgan der Deutschen Sozialistischen Arbeitspartei Polens

Abonnement: Vierzehntägig vom 1. bis 15. 7. cr. 1.65 Zl., durch die Post bezogen monatlich 4,00 Zl. Zu beziehen durch die Hauptgeschäftsstelle Kattowitz, Beatestraße 29, durch die Filiale Königshütte, Kronprinzenstraße 6, sowie durch die Kolporteure.

Redaktion und Geschäftsstelle: Kattowitz, Beatestraße 29 (ul. Kościuszki 29). Postscheckkonto P. K. O., Filiale Kattowitz, 300174. — Fernsprech-Anschlüsse: Geschäftsstelle Kattowitz: Nr. 2097; für die Redaktion: Nr. 2004

Um die Verwirklichung des Youngplanes

Die notwendigen Vorkonferenzen — Der Streit zwischen London und Paris — Verzögerung der Inkraftsetzung — Deutschlands Neutralität

Berlin. Zur Inkraftsetzung des Youngplanes, bezw. zur Vorbereitung der Uebergangsmaßnahmen, die für die Ueberleitung vom Dawesplan zum Youngplan erforderlich sind, ist bekanntlich eine Reihe von Konferenzen geplant, über die zum Teil bereits Verhandlungen geführt werden. Den Stand der Verhandlungen kann man zur Zeit wie folgt zusammenfassen:

Geplant sind theoretisch drei Konferenzen:

1. Eine Konferenz der Regierungen, die sich mit der Inkraftsetzung des Youngplanes und den politischen Folgen dieser Inkraftsetzung (Rheinlandräumung) beschäftigen soll.
2. Eine Konferenz der Leiter der Notenbanken, die sich mit der Frage des Statuts der Bank für internationale Zahlungen beschäftigen soll und die theoretisch gleichzeitig mit der Konferenz der Regierungen zur Inkraftsetzung des Youngplanes stattfinden sollte.
3. Eine „Organisations"-Kommission zur Regelung der Ueberleitungsfragen, die sich mit den Gesetzentwürfen, die für die Anpassung der deutschen Gesetzgebung an den Youngplan a) bei der Reichsbank, b) bei der Reichsbahn und c) bei den verpfändeten deutschen Einkommen befassen soll.

Die deutsche Regierung hatte vorgeschlagen, daß diese Konferenz am 15. Juli stattfinden sollte und hat hierfür ihre Vertreter bereits ernannt. Das Reparationskomitee in Paris hat jedoch bekanntlich die Ernennung der alliierten Vertreter nicht vollzogen, weil die englische Regierung den Youngplan noch nicht angenommen hat.

Die Verhandlungen über die Regierungskonferenz werden zur Zeit ausschließlich zwischen London und Paris geführt, die sich jedoch weder in der Frage des Programms für die Regierungskonferenz haben einigen können. Deutschland hat sich hingegen an der Frage des Konferenzortes als „nicht interessiert" erklärt.

Die Verhandlungen, wann die Präsidenten der Notenbanken zusammentreten sollen, scheinen bisher überhaupt noch nicht aufgenommen worden zu sein, offenbar will man diese Frage erst entscheiden, nachdem feststeht, wann und wo die Konferenz der Regierungen stattfinden wird.



Der neue Ministerpräsident von Mecklenburg-Schwerin

Landwirtschaftskammerpräsident Eschenburg, der als Spitzenkandidat der nationalen Arbeitsgemeinschaft in der ersten Vollsitzung des neuen Landtags von Mecklenburg-Schwerin zum Ministerpräsidenten gewählt wurde.

Kein französisch-italienischer Freundschaftsvertrag

Die französischen Vorschläge nicht annehmbar — Italiens Gebietsappetit

Paris. Anfang dieser Woche ist der französische Botschafter in Rom, de Beaumarceais, zu längerem Aufenthalt in Paris eingetroffen. Er hat bei seinem Besuch Briand anscheinend nicht nur über die Haltung Italiens zur Regierungskonferenz, sondern auch über den Stand der schon nahezu seit einem Jahre schwebenden französisch-italienischen Verhandlungen berichtet. Ein Fortschritt dieser Verhandlungen ist im Augenblick umso weniger zu verzeichnen, als die bereits im Herbst 1928 unterbreiteten Vorschläge Frankreichs bis jetzt ohne Antwort geblieben sind. Italien hat unter der Hand durchblicken lassen, daß diese Vorschläge durchaus ungenügend seien, was zunächst zur Folge hatte, daß der französische Botschafter zu Beginn d. J. erneut im Quirinal vorstellig wurde und neue Vorschläge seiner Regierung überbrachte. Diese bezogen sich auf drei Punkte, nämlich den Abschluß eines Freundschafts- und Nachbarschaftsvertrages, die Grenzberichtigung in Tripolis und das sogenannte Statut der Italiener in Tunis. Ueber die Verhandlungen ist soviel durchgesickert, daß Italien nach wie vor die französischen Vorschläge ablehnt und weitergehende Forderungen erhebt, die Frankreich nicht annehmen zu können glaubt. Nach dem „Oeuvre" soll der französische Vorschlag bezüglich der Italiener in Tunis dahin gehen, daß die in Tunis geborene erste Generation italienisch bleibt, die zweite für Frankreich oder Italien optieren, und die dritte Generation zwangsweise französisch werden soll. Hiergegen scheint Italien auf seinem Standpunkt zu beharren, der sich in der Praxis dahin auswirkt, daß die Italiener in Tunis einen Staat im Staate bilden. Auch die von Frankreich vorgeschlagene Grenzregelung in Tripolis, die die Abtretung zweier Oasen an Italien in sich schließt, scheint nicht die Zustimmung Mussolinis zu erhalten. Italien soll sich als den Erben in dem früheren türkischen Gebiet betrachten und darauf hinweisen, daß es beim Zustandekommen des englisch-französischen Abkommens, was Frankreich Borku zuwies, nicht gefragt wurde. Italien verlangt infolgedessen Gebietsabtretungen bis zum Tschadsee, wodurch es an Französisch-Aequatorial-Afrika angrenzen würde. Unter diesen Umständen scheint auch das Zustandekommen des geplanten Freundschaftsvertrages zwischen Frankreich und Italien noch in recht ferne Zukunft gerückt zu sein.

Für die Vereinigten Staaten Europas

Paris. Zu dem Plan Briands eine Konferenz zur Vorbereitung der Vereinigten Staaten von Europa einzuberufen, schreibt der „Matin": Wenn die Nachkriegsfragen glücklich im Laufe dieses Sommers geregelt seien, so könnte die Gründung einer europäischen Föderation in den letzten Monaten dieses Jahres unternommen werden. Sie würde unter dem dreifachen Gesichtspunkt, dem wirtschaftlichen, finanziellen und politischen Gesichtspunkte erfolgen. Auf wirtschaftlichem Gebiete werde es sich darum handeln, sowohl für die Erzeugung, wie für den Verbrauch die europäischen Märkte zu vereinheitlichen. Auf finanziellem Gebiet werde man die Mittel des europäischen Festlandes gemeinsam für nützlich erachtete Kredite verwenden. Politisch werde es sich darum handeln, durch Schaffung einer internationalen Macht die Sicherheit zu gewährleisten.

Moskau dementiert

Kowno. Nach einer Meldung aus Moskau werden die Nachrichten über die Besetzung der chinesischen Ostbahn durch rote Truppen und über den Abbruch der diplomatischen Beziehungen zwischen Rußland und China von amtlicher russischer Seite als nicht den Tatsachen entsprechend bezeichnet. Die Sowjetregierung habe nicht die Absicht, Streitkräfte nach China zu entsenden. Sie stehe China freundlich gegenüber. Was die chinesische Ostbahn angehe, so sei die Sowjetregierung gegen jede Aenderung des Vertrages vom Jahre 1924. Die Sowjetregierung habe China das Recht eingeräumt, Polizei und Truppen zum Schutz der Bahnlinie heranzuziehen, bestehe jedoch auf Einhaltung der ursprünglichen Haftfrist.

Wer sabotiert?

Kommen die polnisch-deutschen Verhandlungen zum Abschluß?

Wer unsere Stellungnahme zu den polnisch-deutschen Handelsvertragsverhandlungen aufmerksam verfolgt hat, wird zugeben müssen, daß wir uns einer einseitigen Stellungnahme zugunsten eines der beiden Partner stets enthalten haben. Wir waren nach Lage der Dinge geneigt, den größten Schuldteil der polnischen Seite zuzuschreiben, weil sie oft die Verhandlungen durch Einschiebung politischer Momente verzögert hat und dadurch oft in Deutschland eine Stimmung erzeugt hat, die naturgemäß die ganze deutsch-polnische Verständigungsarbeit verzögern mußte. Heute stellen wir eine ganz klare Frage und müssen zu dem Ergebnis kommen, daß die Verzögerung des Abschlusses eines deutsch-polnischen Handelsvertrages tatsächlich auf deutscher Seite liegt. Jedenfalls geht dies aus den letzten Vorgängen hervor und die Belassung Dr. Hermes als Delegationsleiter dieser Verhandlungen bedeutet nichts anderes, als eine Sabotierung der ganzen Verhandlungen selbst. Wir gehören nicht zu den Verständigungspolitikern, die da meinen, daß durch den Abschluß eines Wirtschaftsvertrages allein schon der deutsch-polnischen Verständigung geholfen ist. Im Gegenteil, wir erwarten nichts als eine leichte Entspannung, auf der sich dann die politische Verständigung der beiden Nachbarn allmählich vollziehen wird. Es ist eine Arbeit auf sehr, sehr lange Sicht und hängt von Faktoren ab, die nicht allein bei den beiden Völkern zu suchen sind. Aber wir wünschen jede Art des langsamen Vorbaues zu dieser Verständigung und sehen im Abschluß des polnisch-deutschen Handelsvertrages eine solche Stufe vorwärts, daß uns jeder Sabotageversuch, und uns als deutsche Minderheit insbesondere, außerordentlich schwer trifft. Darum ist uns die Haltung der Reichsregierung in der polnisch-deutschen Verständigungsarbeit direkt unverständlich und wir sind offen genug, daß uns der ganze Kurs in der Behandlung der deutsch-polnischen Beziehungen bisher enttäuscht hat.

Als vor Wochen hier darauf hingewiesen wurde, daß dank der Vorarbeit des deutschen Gesandten in Warschau und des Ministerialdirektors Ritter, der Handelsvertrag zu 9 Prozent als bereits fertiggestellt gelten kann, haben wir mit Nachdruck betont, daß der Abschluß nur möglich ist, wenn man in Berlin erkennt, daß der deutsche Delegationsführer Dr. Hermes hierzu der denkbar ungeeignetste Mann ist. Wir wollen gerecht sein und anerkennen, daß der deutsche Delegationsführer zu überlastet ist, um der ihm gestellten Aufgabe gerecht zu werden, aber dann muß er auch soviel Einsicht haben und selbst zurücktreten, wenn er einsieht, daß er die Verhandlungen selbst nicht weiter vorwärts bringen kann. Sachlich hat Dr. Hermes an den Verhandlungen nichts, aber auch gar nichts geschaffen, was erreicht worden ist, dann nur in seiner Abwesenheit und oft gegen seinen Willen als Interessenvertreter der deutschen Landwirtschaft, und die verbliebenen Delegationsmitglieder mußten sich oft bei den schwebenden Verhandlungen die Frage vorlegen, wenn eine Vereinbarung zu irgend einem Artikel gelungen ist, wird Hermes das auch annehmen? Unter solchen Voraussetzungen ist in Abwesenheit der Handelsvertrag soweit gefördert worden, daß er zu 90 Prozent fertig ist und wir waren der Meinung, daß nun auch die Berliner Stellen soviel Verständnis zeigen werden und Dr. Hermes nahe legen, zurückzutreten.

Mit einer Erleichterung haben wir am vorigen Sonnabend vernommen, daß tatsächlich in Berlin die Absicht bestand, Dr. Hermes als Delegationsführer zu ersetzen, denn, wir unterstreichen nochmals, er hat ja die Verhandlungen gar nicht geführt, ist nur Dekoration, denn während der nun 14. Mon., wo Dr. Hermes die Verhandlungen leitet, war er fünf oder sechs Tage lang in Warschau als Gastgeber, um dann immer wieder wichtigeren Missionen nachzugehen. Wenn wir hier die Meinung der polnischen Presse hervorheben, so deshalb, um zu zeigen, daß ein solcher Zustand unhaltbar ist, wenn man ernsthaft den Abschluß des Handelsvertrages will. Nun hat sich das Reichskabinett wieder mit dem polnisch-deutschen Problem beschäftigt und nun kommt die Kunde, wie nicht anders zu erwarten war, Dr. Hermes wird bleiben und man höre, die beschleunigten Verhandlungen sollen erst Anfang August aufgenommen werden. Das bedeutet, daß Herr Hermes Anfang August nach Warschau kommt, mit dem polnischen Delegationsführer Fühlung nimmt, der deutschen Verhandlungsdelegation seinen Unwillen über die Fortschritte zum Ausdruck bringt, dann eine politische These heraussucht und schnell wieder nach Berlin



Oberregierungsrat Arendt wieder frei

Der 60jährige Oberregierungsrat Arendt aus Gelsenkirchen, der von den polnischen Behörden unter Spionageverdacht verhaftet worden war, weil er die deutschen Kriegergräber in Kielce photographiert hatte, ist wieder auf freien Fuß gesetzt worden. Die Untersuchung hatte seine völlige Unschuld ergeben.

---

zurückkehrt, um sich mit dem Reichskabinett über gewisse schwierige Fragen noch zu verständigen, um dann wieder Monate auf sich warten zu lassen, bis eine neue Gelegenheit kommt, sich in Warschau als Gast zu zeigen. Dieses Spiel ist doch zu dumm, um den Eindruck zu erwecken, daß man am Abschluß der deutsch-polnischen Wirtschaftsbeziehungen arbeitet. Und die Haltung des Berliner Kabinetts erweckt den Eindruck, als wenn man dort nur gewisse Pflichten erfüllt, wenn man Hermes wieder nach Warschau schickt, um den guten Willen zu zeigen gegenüber Forderungen, die bestimmte Stellen an die Regierung gerichtet haben. Und zwar den Appell Loebes am Magdeburger Parteitag der Sozialdemokratie und den Hilferufen der schlesischen Handelskammern. Man muß die Frage erheben, wer steckt hinter Hermes und wer ist der schlechte Berater des Kabinetts in Fragen der deutsch-polnischen Wirtschaftsverhandlungen! So, wie heut die Dinge liegen, ist nicht zuviel gesagt, wenn man behauptet, daß die Arbeit der Verhandlungen einer Sabotage gleichkommen.

Wir gehen hier mit Absicht nicht auf die Einzelheiten ein, die noch als Streitobjekt in Frage kommen. Weder die deutsche noch die polnische Ansicht soll hier untersucht werden, denn es gibt noch Schwierigkeiten zu überwinden, aber diese sind solcher Natur, daß sie bald überwunden werden, wenn man von beiden Seiten ernsten Willen dazu zeigt. Und dieser ernste Wille ist auf polnischer Seite vorhanden, er ist sogar sehr bedeutsam, da man hier eine Entspannung schon aus rein innerpolitischen Verhältnissen braucht und schließlich auch mit Rücksicht auf die schwebenden polnischen Anleiheverhandlungen, die sich hinter den Kulissen abspielen. Wenn Deutschland hier Entgegenkommen zeigt und die Verhandlungen mit Erfolg abschließen will, dann wird dies aber nie mit Herrn Dr. Hermes als Delegationsführer geschehen können. Wir sind weit davon entfernt, uns alle Vorwürfe zu eigen zu machen, die in der polnischen Presse gegen Herrn Hermes erhoben werden, aber das, was Hermes als Verhandlungen betrachtet, ist eine Komödie, von der entschieden abgerückt werden muß. Man kann nicht 14 Monate verhandeln und ständig vom Ort der Verhandlungen abwesend sein, das ist der Kern der Frage, die wir hier aufwerfen und wir unterstreichen mit allem Nachdruck, daß es so nicht weiter geht. Denn der jetzige deutsche Delegationsführer Dr. Hermes ist dem früheren Delegationsführer Dr. Lewald gleichzusetzen, nur muß man betonen, im kleineren Format und in verschiedenen Stellungnahmen noch unglücklicher.

Vor Wochen haben wir hier der Hoffnung Ausdruck gegeben, daß in kurzer Zeit nach mehrjährigen Verhandlungen der deutsch-polnische Handelsvertrag doch noch zum Abschluß kommt. Wir sind einer Illusion nachgegangen, wir sind durch die Haltung der Reichsregierung getäuscht. Denn man wird schwerlich Herrn Hermes selbst für alles verantwortlich machen können, er wird sich revidieren müssen, haben wir nur gehört, aber die Landwirtschaft ist stärker und die Verhandlungsart Dr. Hermes ist einer Sabotage gleich, für die die Reichsregierung die Verantwortung trägt. Merkt man in Berlin nichts davon, daß man durch diese Art Unterstützung der Politik Dr. Hermes die Stellung des deutschen Gesandten in Warschau systematisch untergräbt? Merkt man nichts davon, daß die Berater zu den deutsch-polnischen Verhandlungen in Berlin darauf hinausarbeiten, daß eine Verständigung der beiden Völker nie zustande kommen soll? Die deutsche Politik ist reich an Mißerfolgen, man soll nur ein wenig Rückschau halten und sich vor allem von der Illusion des Saisonstaates Polen frei machen, die in gewissen Köpfen der deutschen Außenpolitik noch immer spukt und die wohl die Hintermänner der Politik: a la Dr. Hermes sind! —ll.

Sonnabend Unterzeichnung des Markabkommens?

Brüssel. Der Ministerrat am Freitag mittag nahm den Bericht des Außenministers über den Verlauf der Markverhandlungen entgegen. Ein amtlicher Bericht besagt, daß die Besprechungen sich dem Ende näherten. Man habe Grund zu der Annahme, daß die Vereinbarung am Sonnabend in Brüssel unterzeichnet werde. Ueber den Inhalt des Abkommens wird in dem Bericht nichts gesagt.

Wie der Vertreter der Telegraphen-Union aus gut unterrichteter Quelle erfährt, sind die Arbeiten der Sachverständigen am Freitag abend beendet worden. Man erwartet, daß das Abkommen nach der am Sonnabend erfolgenden Unterzeichnung gleichzeitig in Brüssel und Berlin veröffentlicht werden wird. Der belgische Ministerrat wird sich voraussichtlich am 14. Juli mit dem Abkomen befassen und nach dessen Prüfung die Ratifizierung vornehmen.

Wirtschaftsförderung durch die Arbeiterregierung

Eine Million Pfund für die wirtschaftliche Entwicklung des britischen Weltreichs

London. Im Unterhaus wurden am Freitag, dem letzten Verhandlungstag des gegenwärtigen Tagungsabschnittes, die Finanzpläne der Regierung zur Entwickelung der Landwirtschaft und der Industrie in den Kolonien erörtert. Das Schatzamt soll ermächtigt werden, durch eine Anleihe oder auf anderem Wege bis zu einer Million Pfund Sterling für die wirtschaftliche Entwickelung der Kolonien sowie der Protektorats- und Mandatsgebiete aufzuwenden.

Arbeitsminister Thomas begründete den Plan damit, daß es kaum ein Erzeugnis gebe, das nicht aus britischen Gebieten bezogen werden könne. Den Gesamtwert der englischen Ausfuhr nach den Kolonien, Protektorats- und Mandatsgebieten im Jahre 1927 bezifferte Thomas auf 1,2 Milliarden Mark. Daneben seien von diesen Gebieten in den letzten fünf Jahren in Großbritannien Warenlager im Werte von 660 Millionen Mark angelegt worden. Viele der Kolonien seien bereit, die Hälfte des Risikos der Arbeiten zu übernehmen, die auf Grund der Kapitalisierung des Anleiheplans durchgeführt werden könnten. Der frühere Kolonialminister Emery begrüßte den Plan und versicherte, daß die Opposition die Regierung bei dieser Aufgabe in jeder Weise unterstützen werde. Von liberaler Seite wurde der Plan im einzelnen kritisiert, der Regierung aber gleichfalls Unterstützung versprochen.

Noch ein englischer Räumungsvorstoß

Die erste Frage auf der diplomatischen Konferenz

London. Der britische Botschafter in Paris, Lord Tyrrel, hat auf telegraphische Anweisung seiner Regierung in Paris erneut Schritte unternommen und auf den dringenden Wunsch der britischen Regierung hingewiesn, die kommende internationale Konferenz in London abzuhalten. Der diplomatische Mitarbeiter des „Daily Telegraph“ hört, daß die britische Abordnung auf der bevorstehenden Konferenz in jedem Falle bereits während der ersten Tage die Frage der sofortigen und vollständigen Räumung des Rheinlandes durch alle alliierten Truppen anschneiden werde. Das britische Ziel gehe dahin, während des ersten Teiles der Konferenz eine feierliche Erklärung der Besatzungsmächte für die baldige und vollständige Räumung zu erwirken. Die britische Abordnung werde nicht unversucht lassen, in dieser Hinsicht zu einer Uebereinstimmung mit der französischen und belgischen Abordnung auf der Konferenz zu gelangen. In amtlichen Kreisen werden aber die Tatsachen immer wieder in den Vordergrund gestellt, daß, wenn Frankreich und Belgien der Beweisführung Großbritanniens nicht beitreten könnten und auf der Fortdauer der Besatzung beständen. Großbritannien nicht gebunden sei, seine eigenen Truppen im Rheinland zu lassen.

Der französische Außenminister Briand beabsichtigt, in allernächster Zeit einen feierlichen Appell an die europäischen Völker zu erlassen zur Gründung der Vereinigten Staaten von Europa.



„Europa“

Ein Film in fünf Akten.

Unter französischer Regie entsteht ein Film, der bis auf den letzten Akt vollendet ist. Der Aufbau unterscheidet sich nicht wesentlich von dem anderer Filme: nach anfänglichen Kämpfen, immer neuen Intriguen und Verwirrungen bringt der Schluß das versöhnliche Ende — das in Amerika so beliebte „happy end“ —, das alle Zuschauer erleichtert aufatmen und befriedigt nach Hause gehen läßt. Hier der Inhalt in großen Zügen: 1. Akt: 1914 bis 18 — im Westen allerlei Neues. 2. Akt: 1919 — im Spiegelsaal des Schlosses von Versailles versammeln sich die Träger der Hauptrollen, um ihre Unterschriften unter einen Vertrag zu setzen. 3. Akt: 1923 — trotzdem marschiert ein böser Nachbar ins Ruhrgebiet. 4. Akt: 1925 — in Locarno werden neue Unterschriften unter einen neuen Vertrag gesetzt. 5. Akt (noch unvollendet): 1929 — Versöhnung und Schlußapotheose: „Wir (europäischen Völker) tanzen Ringelreih'n.“

Ende gut — alles gut!

Dr. Wang über die chinesisch-russischen Beziehungen

Peking. Der chinesische Außenminister Dr. Wang erklärte der Presse, die chinesische Regierung hege keine Feindschaft gegen die Sowjetregierung. Die letzten Maßnahmen der Polizei gegen die Sowjetbürger in Charbin seien gegen die kommunistische Propaganda in China gerichtet gewesen. Die Nankingregierung könne nicht dulden, daß auf chinesischem Boden kommunistische Propagandazentralen organisiert würden.

Dr. Wang hat sich zusammen mit Tschiangkaischek nach Nanking zurückbegeben, wo weitere Beratungen über die chinesisch-russischen Beziehungen stattfinden sollen.

Nach Charbin sind aus Mukden chinesische Beamte entsandt worden, um die Verwaltung der chinesischen Ostbahn zu übernehmen.

Der Haag soll entscheiden

Anrufung eines internationalen Schiedsgerichts im tschechoslowakisch-ungarischen Eisenbahnstreit?

Prag. Die ursprünglich für Donnerstag angesagte Antwort der ungarischen Regierung auf die zweite tschechoslowakische Note mit den bekannten Forderungen, dürfte voraussichtlich erst am Sonnabend überreicht werden.

Inzwischen geht die Pressefehde über die Auslegung des Eisenbahnabkommens weiter. Beide Teile beharren stark auf ihren schroff entgegengesetzten Anschauungen. Ein Weg zur Beilegung des Streites ist zur Zeit noch nicht sichtbar. Es ist jedoch bemerkenswert, daß auf beiden Seiten immer häufiger von der Anrufung eines internationalen Schiedsgerichtes gesprochen wird, von dem beide Teile die Annahme ihres Standpunktes erhoffen.

Zwei Jahre Gefängnis für Finanzminister Klotz

Berlin. Die Berliner Abendblätter melden: Der ehemalige französische Finanzminister und Senator Klotz ist von der Strafkammer wegen Ausgabe ungedeckter Schecks, Veruntreuung und Betruges zu 2 Jahren Gefängnis verurteilt worden.

Die Opfer der Revolution

1 200 000 Todesopfer in 20 Jahren im mexikanischen Bürgerkrieg.

London. Nach Neuyorker Meldungen sind innerhalb der letzten 24 Stunden etwa 1000 Aufständische im Staate Jalisco zu den Regierungstruppen übergegangen. Unter ihnen sind hervorragende Führer der Aufstandsbewegung. Kleinere abgetrennte Gruppen in verschiedenen Teilen des Landes setzen ihren Kampf gegen die Regierung noch fort. Der ehemalige Außenminister unter Calles veröffentlicht einen Aufruf an das Land zur Wiederherstellung des inneren Friedens und Einstellung der Feindseligkeiten. Er schätzt, daß seit Beginn der Aufstandsbewegung gegen den Präsident Diaz im Jahre 1910 mehr als 1 200 000 Mexikaner ihr Leben in den Bürgerkriegen verloren.



Amerika schickt neue Botschafter

Präsident Hoover beabsichtigt, mehrere amerikanische Botschafterposten neu zu besetzen. So soll der Bankier Thomas Lamont (im Bilde), der an den Pariser Reparationsverhandlungen als amerikanischer Sachverständiger teilgenommen hat, als Botschafter für Rom oder Madrid in Aussicht genommen sein.

Wie urteilt der Schlichtungsausschuß Kattowitz?

Ein Mahnwort zur Objektivität

Die Schlichtungsausschüsse sind seinerzeit geschaffen worden, um in Arbeitsstreitigkeiten schlichtend einzugreifen und nötigenfalls eine Entscheidnung zu fällen, wenn es zu einer Einigung nicht kommen sollte. Oberster Grundsatz sollte sein: Unbedingte Unparteilichkeit und strengste Objektivität. Es ist klar, daß Entscheidungen niemals beiden Parteien gerecht werden können, eine der Parteien wird stets behaupten, daß ihr Unrecht geschehen ist. Dies wird nie verhindert werden können. Umsomehr ist es notwendig, daß seitens der Schlichtungsausschüsse die Unparteilichkeit strengstens gewahrt und Objektivität und nicht Einseitigkeit bezeugt wird. Der Hüter dieser Unparteilichkeit und Objektivität muß unter allen Umständen der Vorsitzende sein, der ja ausdrücklich die Bezeichnung „Unparteiischer Vorsitzender“ trägt.

Es ist durchaus zu verstehen, wenn der eine oder der andere Vorsitzende rein subjektiv genommen nicht die notwendige Dosis Unparteilichkeit aufbringen kann, wenn es sich um reine Fragen der Inschutznahme der Interessen des Kapitals oder der Arbeitnehmer handelt. Die Mehrzahl der Vorsitzenden sollen angeblich die Interessen des Kapitals aus irgendwelchen, vielleicht in ihrem Sinne berechtigten Gründen mehr bevorzugen als die der Arbeitnehmer. Auf der anderen Seite werden dieselben Klagen umgekehrt gegen manche andere Vorsitzende von Unternehmerseite geführt. Abgesehen davon, daß das letztere höchst selten passiert, ist es aber doch schon vorgekommen, daß Vorsitzende plötzlich aus dem Staatsdienst in sehr gute Positionen des Privatkapitals hinüber wechselten. Von Arbeitnehmerseite ist dies lebhaft bedauert worden, denn es ist kein Wunder, wenn das Vertrauen in die Schlichtungsausschüsse und insbesondere in seine unparteiischen Vorsitzenden bedenklich in die Brüche geht. Trotzdem muß aber von dem jeweiligen Vorsitzenden Unparteilichkeit verlangt werden. Wird diese Unparteilichkeit in rein sachlichen, Fragen, die die Auseinandersetzungen zwischen Kapital und Arbeit betreffen, verlangt, umsomehr ist dies zu verlangen, wenn irgendwelche Fragen auf das politische Gebiet hinüberspielen. In dieser Hinsicht aber bedauert die deutsche Arbeitnehmerschaft auf das lebhafteste mit den Schlichtungsausüssen in Polnisch-Oberschlesien und speziell mit dem Schlichtungsausschuß in Kattowitz nicht zufrieden zu sein. Hier muß auf das entschiedenste Klage geführt werden. Hier wird manchmal die primitivste Objektivität und Toleranz vermißt. Niemand beklagt diese offensichtliche Intoleranz Angehörigen der Minderheit gegenüber als wir, die wir uns die redlichste Mühe geben Versöhnungs- und Friedenspolitik zu treiben, damit unsere Heimat endlich den nationalen Frieden erhält, den sie so notwendig braucht. Hier gerade sollte der Schlichtungsausschuß es als seine vornehmste Aufgabe betrachten so tolerant und objektiv wie nur möglich zu sein, um den nationalen Hader nicht noch zu vergrößern und noch mehr zu vertiefen. Gerade in den letzten Tagen hat es sich wieder gezeigt, daß dieser Gedankengang leider für den Schlichtungsausschuß Kattowitz nicht maßgebend zu sein scheint. Dies geht daraus hervor, daß der Schlichtungsausschuß die Zustimmung zur Kündigung eines Steigers, der Vorsitzender des Angestellienrates ist, gegeben hat, obgleich es sich um einen dienstlich vollkommen einwandfreien Beamten handelt. Dem Streitfall lag folgender Sachverhalt zugrunde: In den letzten Tagen des Monats April d. J. verkauften zwei Damen, und zwar die Frau eines Ingenieurs und eine Lehrerin, in den Büros der Oheimgrube während der Dienstzeit sogenannte „nalepki“ zum Bekleben der Fenster und Papierfähnchen anläßlich des Nationalfeiertags. Dem Steiger D., von dem bekannt ist, daß er sich zur Deutschen Minderheit bekennt, wurden diese Sachen ebenfalls zum Kauf angeboten. Er lehnte höflich, aber entschieden ab. Außerdem verbat er sich die Störung im Dienst. Ganz unabsichtlich, nachdem dieser Vorfall erledigt war, gebrauchte er einem Kollegen gegenüber, der ihm mit diesen „Nalepki“ vor der Nase herumfuchtelte, den Ausdruck: „Was kostet der Dreck!“ Dieser Ausdruck gab das Signal zu einer Aktion gegen D., um ihn um seine Stellung zu bringen. Ungefähr acht von zweihundert Angestellten lehnten die Zusammenarbeit mit D. ab. Dieser Minderheit von Angestellten, die sich angeblich in ihren nationalen Gefühlen verletzt fühlte, wurde sofort willfahren. Da der Angestelltenrat die Zustimmung der Kündigung ablehnte, wurde seitens der Hohenlohewerke der Schlichtungsausschuß ersucht, diese fehlende Zustimmung zu ersetzen. Der Schlichtungsausschuß gab diese Zustimmung, obgleich dies gegen die Bestimmung des Betriebsrätegesetzes verstößt. Als Grund wurde die fragliche Aeußerung angegeben. Wir stehen auf dem Standpunkt und sprechen dies ganz offen aus, daß D. zur strafrechtlichen Verantwortung gezogen werden kann, wenn er sich mit der fraglichen Aeußerung einer Verächtlichmachung staatlicher Einrichtungen schuldig gemacht hat. Wobei sicherlich das Gericht die Umstände berücksichtigen wird, unter denen die Aeußerung gefallen ist. Der Verkauf der Sachen erfolgte während der Dienstzeit in den Büros der Grubenverwaltung. Dies sollte unseres Erachtens nicht geduldet werden. Auf der einen Seite wird intensivste Arbeitsleistung von den Beamten verlangt, auf der anderen Seite duldet man Störung der Beamten im Dienst. Es ist ganz gleich, mit welchen Sachen gehandelt wird. Daß dieser Standpunkt richtig ist, geht daraus hervor, daß in den Behördenbüros etwas ähnliches nicht geduldet wird. Die Wojewodschaft hat mit Verfügung vom 22. 10. 28 L. Pr. 4046 auf Grund eines Rundschreibens des Ministerratspräsidiums vom 5. 10. 1928, sowie des Innenministeriums in den Behördenbüros Sammlungen aller Art untersagt. Was den Angestellten der Behörden recht ist. ist den Angestellten der Privatbetriebe billig. Hinzu kommt, daß der Ausdruck nicht mit der Absicht gebraucht wurde irgendjemand in seinen nationalen Gefühlen zu verletzen. Jedermann weiß, daß der oberschlesische Bergmann an derbe Ausdrücke gewöhnt ist, die lange nicht so gemeint sind, wie sie ausgesprochen werden. Wer die schwere Arbeit des oberschlesischen Bergmanns und auch des Bergbeamten kennt, wird nicht jedes Wort auf die Goldwage legen. Vor allen Dingen wird man einen Menschen nicht gleich wegen einer unbedachten, unabsichtlichen Aeußerung um die Stellung bringen und ihn so ins Unglück stürzen. Höheer Bergbeamte gebrauchen noch ganz andere beleidigende Aeußerungen, und es dreht ihnen niemand deswegen den Kragen um. Der Schlichtungsausschuß hätte schon aus diesen Gründen nicht so hart urteilen dürfen. Das ist aber seine subjektive Ansicht. Objektiv hätte er aber, und das muß man von ihm verlangen, die gesetzlichen Bestimmungen respektieren müssen. Wenn ein gewöhnlicher Arbeitnehmer der nicht den besonderen Schutz genießt, der Betriebsratsmitgliedern durch das Betriebsrätegesetz gewährleistet ist, aus politischen Gründen gekündigt wird, dann kann der Betreffende gem. § 84 B. R. G. Einspruch gegen eine solche Kündigung erheben. In einem solchen Falle muß der Schlichtungsausschuß, wenn nur der Verdacht eines politischen Grundes vorliegt, dem Einspruch stattgeben, also die Kündigung für ungerechtfertigt erklären. Um wieviel weniger darf der Schlichtungsausschuß, wie im vorliegenden Falle, wo er sich darüber ganz klar war, daß es sich um einen Grund handelte, der ins Politische hinüberspielt, die Zustimmung zu einer Kündigung geben, die erst nach erfolgter Zustimmung ausgesprochen werden kann. Darüber häte der Schlichtungsausschuß sich klar sein müssen. Der Schutz, den ein gewöhnlicher Arbeitnehmer durch das Gesetz genießt, hätte in diesem Falle dem Vorsitzenden des Angestelltenrates in besonderem Maße gewährt werden müssen. Das ist nicht geschehen, warum, weiß man nicht. Vielleicht war mangelnde Objektivität schuld daran. So leicht soll man aber nicht den Stab über einen Menschen brechen. Vielleicht sollte auch die polnische Nation, die so viel an Unterdrückung zu erdulden hatte, großzügiger sein und zeigen, daß sie toleranter in polnischen Dingen denkt, als seinerzeit ihre Unterdrücker. Vielleicht würden solche Sachen vermieden, wenn auch Angehörige der deutschen Gewerkschaften als Beisitzer bei den Schlichtungsauschüssen zugezogen würden. Sie haben bestimmt ein Recht darauf. Es macht sonst einen eigenartigen Eindruck, wenn man sie sie nicht hinzuzieht.

Der im Falle des Steigers D. nach unserer subjektiven Ansicht gemachte Fehler kann gut gemacht werden. Steiger D. hat sich mit einer Beschwerde gegen den Schlichtungsausschuß an den Herrn Wojewoden gewandt, der die Möglichkeit hat, die Sache zur nochmaligen Verhandlung an den Schlichtungsausschuß zurückzuverweisen. Wir haben zum Herrn Wojewoden das Vertrauen, daß er dies tut und dem Recht zur Achtung verhilft. E. P.

Skandalöse Zustände in einem Gemeindekrankenhaus

Benachteiligung der Ortskranken — In der Seuchenbaracke Allerweltssittenmädchen — Für 100 Mädchen — 30 Betten — Es wird auf Ablösung geschlafen

Vor einiger Zeit ist von seiten der deutschen Fraktion im Einverständnis mit den polnischen Gemeindevertretern in Rosdzin ein unheimliche Geschichte aufgerollt worden. Es handelte sich um die skandalösen Zustände, welche seit einiger Zeit im Krankenhaus in Rosdzin herrschen. Dasselbe ist an den Spitalverband mit samt der dazu gehörenden Seuchenbaracke verpachtet worden. Da man in Kattowitz nicht genügende Unterkunftsräume für die kranken Sittendamen besaß, beglückte man damit die Gemeinde Rosdzin. Die Folgen davon blieben selbstverständlich nicht aus, denn auch in der Seuchenbaracke fanden sich Löcher, durch welche man unter die Menschen zurückkehren konnte, um dort Unheil anzurichten. Darauf wurde die gefährliche Baracke mit einem gemauerten Zaun umgeben. Es gibt aber auch Löcher im Dach...

Nicht genug damit. Es gibt im Rosdziner Krankenhaus keinen Platz für die Ortskranken, was sich bei der augenblicklich herrschenden Typhusepidemie schwer rächen kann. Abgesehen davon kam es sogar vor, daß in Rosdzin erkrankte Personen infolge der Ueberfüllung des Krankenhauses von Myslowitz nach Kattowitz und Bogutschütz hin und her geschickt werden, sind ohne eine Unterkunft in einem der dortigen Lazarette zu bekommen. Es fragt sich darum, wie die Gemeinde Rosdzin dazu kommt, als Rettungsasyl für die verseuchten Kattowitzer Sittendirnen angesehen zu werden.

In der letzten Gemeindevertretersitzung ist dagegen energisch Front gemacht worden. Insbesondere erregte der Umstand verständlich Erregung als einer der Gemeindevertreter über die aller Menschlichkeit hohnsprechenden Zustände in der Seuchenbaracke selbst sprach. In derselben befinden sich 30 Betten. Es werden aber gegen 100 und mehr dieser kranken Personen in diesen 30 Betten untergebracht. Alle Menschlichkeit sträubt sich dagegen und es nimmt einen Wunder, daß von seiten der Aerzte etwas Derartiges überhaupt geduldet wird. Diese Frauenspersonen sind in letzter Instanz auch Menschen. Abgesehen davon, ist dieses ein Skandal auf hygienischem Gebiete und eine Kulturschande. Darum auch haben die Gemeindevertreter von Rosdzin dazumal, an die in Frage kommenden Instanzen appelliert. Bis jetzt, obgleich bald zwei Monate darüber verflossen sind, hat sich noch nichts geändert. Die Lage wird durch die Typhusepidemie geradezu unerträglich. Abgesehen von jeder moralischen Duselei müßten die Wojew. Instanzen, wie der Spitalverband einsehen, daß solches eine Schmach des 20. Jahrhunderts darstellt, daß man sich als Mensch derartiger Zustände in einem Kulturstaate schämen muß, daß man als Europäer Rücksichten üben muß, daß es nicht angeht in einem Bette drei bis vier geschlechtskranke Mädchen zu halten, aus Gründen, die dem Arzt und auch dem Spitalverbande sehr gut bekannt sein dürften. Allerdings suchte man sich zu helfen: die Mädchen sollen auf Ablösung schlafen, d. h. man will den Teufel mit Beelzebub austreiben.

Dem gegenüber faßte die Gemeindevertretung den nochmaligen Beschluß sich an die betr. Instanzen zu wenden, um diesem Uebel ein Ende zu bereiten. Es sollten die Sittenmädchen in Rosdzin nur solange geduldet werden, bis in Kattowitz für eine Unterkunftsmöglichkeit für dieselben gesorgt wäre. Bisher hat man aber dafür nicht gesorgt. Auch wandte man sich an die angeschlossenen Gemeinden Schoppinitz, Eichenau und Janow, um solidarisch Stellung zu nehmen gegen diese Schmach.

Es bleibt somit abzuwarten, ob sich jemand findet, der diese Unglaublichkeit aus der Welt schafft, der sich der Rosdziner Jugend der Kranken und der 100 Sittenmädchen in den 30 Betten erbarmt.

Die Menschlichkeit fordert solches! —h.

Reichstagspräsident Genosse Löbe als Gast im Ostlager

Ueberwältigende Abendkundgebung auf dem Schmiedeberger Marktplatz

Der Schirmherr des Ostlagers der Roten Falken weilte gestern den Ganzen Tag im Kreise der jungen Schar; er teilte Nachtlager, Essen und Lagerleben mit ihnen. Ueberall streckten sich ihm frohe Hände entgegen, weil selbst die Jüngsten unter uns fühlen, daß dieser Mann trotz allen Aufstiegs, immer eng mit dem Proletariat verbunden blieb.

Es traf sich gut, daß gerade die erste Lagerversammlung stattfand. Sie brachte die Wünsche der 550 jugendlichen Kämpfer zum Ausdruck — Kleinigkeiten nur, die verbessert werden sollten. Es gab selbstverständliche Disziplin, freie Rede ohne jede Bevormundung und von derart sachlicher Kürze, daß selbst die Erwachsenen viel hätten lernen können. Vielfach steigerte sich auch die Aussprache zu lebhaftem Humor und allgemeiner Heiterkeit. Genosse Löbe nahm freundlichen Anteil. Es mag bei diesem Besuch viel zu rasch Abend geworden sein.

Gegen acht Uhr rückten die stattlichen Kolonnen des Reichsbanners aus Hirschberg, Schmiedeberg und Umgegend an, während innerhalb des Lagers in langem Zuge die Roten Falken Aufstellung nahmen. Dann ging es unter Begleitung vieler Kapellen — die Hindenburger Roten Falken haben selbst eine mitgebracht, die Schwung ins ganze Zeltlager bringt — in unübersehbarem Fackelzuge nach dem Ringe.

Viele Häuser von Gesinnungsfreunden trugen Flaggenschmuck; da oder dort wurde Feuerwerk abgebrannt. Die Straßen waren dicht geräumt von Freund und Männern der Arbeit. Langsam nur konnte sich der Zug seinen Weg bahnen und als flammende Schlangenlinie nach und nach den Platz erfüllen. Nach kurzer Begrüßung durch den Genossen Müller nahm Genosse Löbe — umrauscht von einem Walde roter Fahnen — das Wort zu folgender kurzen Ansprache:

Meine lieben Kinder! Die ersten Worte, die ich in dieser schönen Stunde spreche, sollen an euch gerichtet sein. Als ich hierher fuhr, dachte ich mir: Wie wird es euch gehen, wie werdet ihr euch eingerichtet haben, wie wird euch das Essen schmecken. Wie ich nun bei euch war. da leuchtete mein Herz wie die Fackeln, die ihr heute hierhergetragen habt. Ich habe mit großer Freude der Versammlung eures Lagerparlaments beigewohnt. Ein Junge sagte: Wir wollen pünktlich zu essen haben. Ihr habt alle Beifall geklatscht und das war ganz in der Ordnung. Dann aber stand eine Frau auf, die aussah, wie eure Mütter zu Hause. Sie sagte: Wir sind nur 9 Frauen in der Küche, ihr aber seid 550 Kinder. Wie sollen wir da immer so pünktlich fertig werden? Helft uns mehr! Auch hier habt ihr wieder Beifall gespendet. Das war richtig und einem alten Grundsatz entsprechend: Man soll immer beide Teile hören! Wir machen hier ein Exempel mit euch. Zu Hause heißt es oft: Du mußt! In der Schule heißt es: Du mußt! Wir aber wollen, daß ihr frei seid und aus eigenem Antrieb fragt, wo zu helfen ist. Ordnung wird auch dabei sehr zustatten kommen; brüderliche Hilfe ist der Grundsatz eures Lagers. Und dann vergeßt nicht, daß ihr dieses Erlebnis unter den roten Fahnen habt; unter ihnen haben eure Väter und Mütter für bessere Zeiten gekämpft. Ihr sollt diese Sinnbilder heilig halten, auch wenn ihr deren Bedeutung heute noch nicht ganz erfaßt.

Und ein zweites Wort an die Kameraden vom Reichsbanner. Ich danke euch, daß ihr gekommen seid und danke euch, daß ihr die Aufgabe übernommen habt, den Kindern hier Schutz zu sein. Eine kleine Arbeit gewiß — ihr seid gegründet für die größere Aufgabe, der Freiheit und der Republik Schutz zu geben. Eure Faust wird beide schützen, wenn irgend jemand einen Angriff wagen sollte.

Das dritte Wort endlich an die Schmiedeberger, Gesinnungsfreunde und auch solche, die anderer Meinung sind, wie wir. Kritisiert, soviel ihr wollt an unserem Unternehmen. Es ist ein Versuch und kann nicht vollkommen sein. Aber vergeßt nicht, daß wie die Kinder herausholen aus den Hütten der Armut und aus den Höfen ohne Licht. Wir schaffen ihnen Freiheit und Gesundheit und lehren sie ein herrliches Stück der Natur kennen. Wir Alten wären froh gewesen, solch eine Ferienzeit verleben zu dürfen. Gönnen wir die von Herzen den Kindern und wünschen wir, daß ihnen bald beschert sein möge, was der Himmel leider die letzten Tage versagte: Recht viel wärmender schöner Sonnenschein!

Löbes Gruß „Freundschaft“ fand ein herzliches tausendstimmiges Echo. Die frischen Kinderstimmen mischten sich dann jubelnd und siegessicher in den gleichen Gesang der Alten, und was sie sangen, wurde den abmarschierenden Kolonnen zur freudigen Gewißheit: „Mit uns zieht die neue Zeit!“

Polnisch-Schlesien

Fliegenplage — Kinderplage

Fliegen sind sehr lästig aber auch sehr gefährlich. Sie spielen bei der Uebertragung und Verbreitung ansteckender Krankheiten, zum Beispiel von Typhus, Ruhr, Pocken, Cholera und Pest eine bedeutsame Rolle. In Amerika hat man deshalb eine recht wirksame und einheitlich durchgeführte Bekämpfung der Fliegen veranstaltet; in Deutschland noch nicht. Sehr zu unrecht! Von der Gefährlichkeit der Fliegen kann man sich ein anschauliches Bild malen, wenn man sich den „Lebenswandel" unserer Stubenfliege vergegenwärtigt. Die Stubenfliege ist außerordentlich häufig; von zehn Fliegen, die man in menschlichen Wohnungen antrifft, findet man durchschnittlich neun von dieser Gattung. Mit Vorliebe vertilgt die Stubenfliege menschliche und tierische Kotreste; daneben Blut, Schweiß, Eiter und Auswurf. Diese „Speisen" der Fliegen muß man alle nennen, wenn es sich darum handelt, die Gefährlichkeit der Fliegen zu schildern und zweckdienliche Ratschläge für die Fliegenbekämpfung zu erteilen.

Große Epidemien werden durch Fliegen als Krankheitsüberträger hervorgerufen. Besonders gefährlich ist die Verschleppung von Kotteilchen, die von Typhus- und Ruhrkranken stammen. Namentlich in den Sommermonaten.

Hat nämlich eine Fliege genügend gefressen, so setzt sie sich zur Verdauung nieder. Dabei hat sie die leidige Gewohnheit, sehr oft aus ihrem Kropfe Tropfen zu entleeren, in denen die Krankheitskeime vorhanden sind, die sie mit ihrer fragwürdigen Nahrung zu sich genommen hat. Der Tropfen fällt auf die Fläche, auf der die Fliege sitzt, und die ansteckungsgefährlichen Teile werden weiter verschleppt. Andere infektiöse Partikelchen haften dem Kote an, den die Fliege absondert und in die Umgebung verstreut. Schließlich beschmutzt die Fliege mit den an ihrem Körper haftenden infektionösen Keimen alle die Nahrungsmittel und Gegenstände, die sie im Laufe des Tages berührt.

Oft entstehen Erkrankungen auch dadurch, daß Fliegen ihre Eier und Larven in die verschiedenen Körperöffnungen der Kinder ablegen. Fliegenmaden sind oftmals in der Stirnhöhle, im Mittelohr, in der Augenhöhle, ja selbst in der Schädelhöhle der Kinder gefunden worden. Wiederholt hat man in den Darmentleerungen von Säuglingen Fliegenmaden nachweisen können. Diese waren dadurch in den Magen des Kindes gelangt, daß die Fliegen ihre Eier auf die Lippen des schlaffenden Kindes gelegt hatten, wenn „Leckerbissen" der Fliegen, wie Speichelflüssigkeit oder Milchreste die Kinderlippen benetzt und die Fliegen zum Naschen angelockt hatten. Mitunter haben Fliegenmaden auf diese Weise schwere Erkrankungen, manchmal den Tod der Kinder zur Folge gehabt.

Mit Eintritt des Herbstes erweist sich besonders auf dem Lande als gefährlicher Feind des Kindes eine Fliegengattung, die in Ställen meist sich aufhält und als Stechfliege („Gemeiner Wadenstecher") bekannt ist. Viele Blutvergiftungen entstehen dadurch, daß die Stechfliege, an deren Stechrüssel giftige Keime haften, Menschen befällt; gerade Kinder werden recht häufig gestochen. Durch Stechfliegen können auch mitunter Tuberkulose und Syphilis auf Kinder übertragen werden.

Die Hausfrau vernichtet die Fliegenbrut am erfolgreichsten durch Auswischen aller Ecken und Nischen von Küche und Speisekammer mit Hilfe einer kresolhaltigen Flüssigkeit. Kindernahrung schützt man am besten vor einer Verunreinigung durch Fliegen, indem man sie in dunklen und kühlen Räumen aufbewahrt. Ein sehr wirksames Mittel, mit dem man sich der Fliegen erwehrt, ist das aus Drahtgaze hergestellte Fliegenfenster, das in keinem Kinderzimmer fehlen sollte. Will man die Fliegen aus einem Zimmer vertreiben, so macht man Zugluft, am besten abends nach Sonnenuntergang.

10prozentige Erhöhung der Unterstützungssätze

Wichtig für Erwerbslose.

Eine wichtige Entscheidung ist seitens des Ministeriums für Arbeit und soziale Fürsorge laut Verordnung vom 12. Juni d. Js., gleichzeitig im Einvernehmen mit dem Haupt-Arbeitslosenfonds in Warschau, getroffen worden. Nach dieser Verordnung, welche bereits im Dz. Ust. veröffentlicht worden ist, wurde eine 10prozentige Erhöhung der nach dem Erwerbslosenfürsorgegesetz vom 18. Juli 1924 auszuzahlenden Unterstützungssätze vorgenommen. Es betragen danach die Sätze in der 1. Gruppe 33 Prozent, 2. Gruppe 38,5 Prozent, 3. Gruppe 44 Prozent und 4. Grupe 55 Prozent. Dies gielt für den letzten höchsten Verdienstsatz bis zu 7,50 Zloty. Ferner ist eine Ermäßigung der zu entrichtenden Beitragsgebühren für den Fall der Erwerbslosigkeit, eingetreten und zwar von bisher 2 Prozent auf 1,8 Prozent.

Schiedsspruch in der deutschoberschlesischen Montanindustrie

In der Gehaltsstreitigkeit zwischen dem Arbeitgeberverband der oberschlesischen Montanindustrie E. V. Gleiwitz und den Angestelltenorganisationen fällte heute die Schlichterkammer unter Vorsitz des stellvertretenden Schlichters, Herrn Oberregierungsrat Prof. Kramer, einen Schiedsspruch, nach dem sich die Tarifgehälter ab 1. Juni 1929 um 4 Prozent erhöhen. Die Erklärungsfrist läuft am 19. Juli 1929 ab.

Eine Steuer von Diebesgut

Steuerzahler ist aber nicht etwa der Dieb, sondern der Geschädigte.

Eine neue geradezu revolutionäre Erfindung auf dem Gebiet der Steuereinziehung wurde in Polen gemacht: eine Steuer von Diebesgut. Bis jetzt wurden diese Umsätze in keinem Lande mit einer Steuer belegt, und es unterliegt keinem Zweifel, daß es sich hier um sehr ansehnliche und sehr gewinnbringende Umsätze handelt. Der Wert dieser Erfindung wird jedoch durch die Tatsache etwas beeinträchtigt, daß diese Steuer nicht derjenige zahlen soll, der einen Gewinn davon hat, sondern der andere, der geschädigt wurde. Dies scheint geradezu unwahrscheinlich, und doch stammt diese Meldung aus einer angesehenen Quelle, dem „Tygodnik Handlowy", dem Organ der polnischen kaufmännischen Vereinigung. Danach wurde ein Geschäftsmann von seinem Angestellten um einige Tausend Zloty bestohlen, und selbstverständlich schrieb er diesen Betrag auf sein Verlustkonto, wodurch der der Steuer unterliegende Umsatz entsprechend verringert wurde. Die Finanzbehörde erklärte jedoch, daß eine derartige Abschreibung eine Entziehung von der Umsatzsteuer bedeute, und sie berechnete die Steuer auch nach dem Wert der gestohlenen Waren, behandelte also den Diebstahl als „Handelsumsatz". Bisher brauchte man bekanntlich eine Steuer nur von Einkünften zu bezahlen; daß man aber auch Verluste und zwar so zweifellose wie es ein Diebstahl ist, mit einer Steuer belegt, ist sehr schwer zu verstehen. Der „Tygodnik Handlowy" zweifelt nicht daran, daß die höheren Steuerbehörden unbedingt diese eigenartige Entscheidung aufheben werden und weist bei dieser Gelegenheit auf die Notwendigkeit hin, die unteren Steuer-Instanzen durch entsprechende Aufklärung vor Blamagen zu bewahren.

Die schlesischen Kapitalisten halten an den billigen Arbeitskräften fest

In keinem zweiten Industriegebiete in der Welt, ist die Lebenslage der Industriearbeiter, so trostlos, wie bei uns. Allerdings auf dem Papier, da sind die schlesischen Arbeiter noch gut daran, da es immer heißt, daß die Löhne zwar niedrig sind, aber dafür die Lebensmittel so billig, daß es dem schlesischen Arbeiter vorzügliche ergehe. Der Schwindel mit den billigen Lebensmitteln wird bei uns von Amts wegen getrieben. Die Paritätische Kommission veröffentlicht ihre statistischen Berechte für den Monat Juni und wir erfahren daraus, daß die Erhaltungskosten im Juni von 162,32 Zloty, auf 159,07 Zloty im Vergleich zum Mai zurückgegangen sind. Der Rückgang beträgt also 3,25 Zloty. Die Paritätische Kommission gibt aber die billigeren Lebensmittel nicht an die zu deren Rückgänge der Unterhaltskosten beigetragen haben sollten. Die polnischen Kapitalisten machen sich solche Schwindelberichte zu nutzen und schwindeln, dann der Welt die billigen Lebensmitteln vor. Das geht bereits aus einem Artikel der „Gornoslonskie Wiadomosci Gospodarcze" hervor, wo man auf die äußerst billigen Lebensmittel in Polen hinweist. Wie man das versteht und wie das ausgewertet weren soll, sagt das zitierte Blatt gerade heraus. Es heißt dort, daß der billige Arbeiter zur Entwickelung der Produktion in Polen beitragen wird. Es wird zwar auf die Tendenzen in den Regierungskreisen hingewiesen, daß die Löhne einheitlich geregelt werden sollten, aber man tröstet sich damit, daß solange die Produktion in Polen im Privatbesitze ist, die billige Arbeitskraft als die Triebkraft erhalten werden muß. Dann heißt es wörtlich, daß solange die polnische Industrie in ihrer Entwickelung an die Industrie in Westeuropa nicht heranreiche, eine dominierende Rolle der Ueberfluß von Arbeitskräften spielen muß, weil das die Billigkeit der Arbeitskraft voraussetze: „Billige" Lebensmittel und Arbeitslosigkeit werden billige Arbeitskräfte erhalten, ohne welche Faktoren die Entwickelung der polnischen Industrie gar nicht denkbar ist. Solange Oberschlesien an Deutschland gehörte, ging es den schlesischen Arbeitern verhältnismäßig gut. Sie waren auch damals schlecht organisiert, aber der mittel- und der westdeutsche Arbeiter, haben sie durch ihre mächtige Organisation über Wasser gehalten. Seit Polnisch-Oberschlesien an Polen angegliedert wurde, sind die schlesischen Arbeiter diese Stütze losgeworden. Vor dem Kriege hat selbst eine kapitalistische Regierung aus patriotischen oder vielleicht aus militärischen Gründen für das Wohlergehen des Volkes gesorgt. Heute kennt man solche Rücksichten nicht mehr. Bahntarife werden erhöht, Zuckerpreise werden ohne jeden Grund erhöht, um aber dem Auslande Sand in die Augen streuen zu können, werden Berichte über den Rückgang der Unterhaltskosten veröffentlicht. Das wird sich noch einmal bitter rächen, was es aber nicht hindert, daß die Leiden des schlesischen Volkes groß sind.

Aus dem Rosdziner Gemeindeparlament

Subventionsgesuche haben kein Glück — Der Bau des Wohnhauses und der Wohnbaracken perfekt — Aufnahme einer 100 000 Zloty-Anleihe — Eine häßliche Geschichte

Die letzte Sitzung der Rosdziner Gemeindevertretung war in ihrer Tendenz auf den bevorstehenden Bau des Wohnhauses eingestellt. Eine ans Feierliche grenzende Stimmung beherrschte alle. Vor der Eröffnung der Sitzung wurde die Angelegenheit des Baus lebhaft besprechen. Er war vorauszusehen, daß alle mit dem Bau des Wohnhauses in Verbindung stehenden Fragen gelöst werden, um der schrecklichen Wohnungsnot in Rosdzin einen kleinen Abbruch zu tun. Obgleich der Gemeindevorsteher Suche, welcher im Urlaub weilt, die Sitzung nicht leiten konnte, ging alles in bester Ordnung vonstatten, und sein Vertreter, der Schöffe Sewerny zeigte, daß auch er der Sache gewachsen ist.

Um 5 Uhr, nachmittags wurde die Sitzung durch den Schöffen Severyn eröffnet. Nach Verlesung der Tagesordnung wurde Herr Eugen Jantschek an Stelle des nach Beuthen verzogenen Herrn Neugebauer in die Gemeindevertretung eingeführt, und durch Handschlag verpflichtet. Als Kassenrevisor wurde an Stelle des Ausgeschiedenen, wie oben, Herr Bujak gewählt. In den Aufsichtsrat des Gymnasiums, wurde an Stelle des Herrn Heikenwälder Herr Moll vorgeschlagen und gewählt.

In rascher Reihenfolge wurden einige Gesuche um Gewährung von Subventionen einstimmig abgelehnt. Es handelte sich um ein Gesuch des Kirchenvorsbandes von Paulsdorf um eine Subvention für den dortgeplanten Kirchenbau, ein Gesuch des Zentralvorstandes des Vereins Schles. Flüchtlinge um eine Subvention und um die Bitte des Ausführungskomitees des Vereins zur Ehrung des schles. Poeten Josef Lompa, um eine Subvention für einen geplanten Denkmalsbau in Lubscha.

Nach kurzer Beratung wurde die Angelegenheit des Verpachtens eines Gemeindegrundstücks an der evang. Schule an Herrn Paschek, zwecks Errichtung eines Bierverlags der Baukommission zur Erledigung überwiesen.

Längere Zeit verweilte man bei der Besprechung der Kostentragung für die durch die Frostschäden reparaturbedürftig gewordenen Wassermesser in den einzelnen Häusern, welche Eigentum der Gemeindeverwaltung sind. Es stellte sich heraus, daß der Wasserverbrauch durch die Frostschäden sehr gesunken ist. Die Gemeinde hatte dadurch gewisse Vorteile gehabt, wenn dem gegenüber nicht wiederum die vielen Rohrbrüche das unverbrauchte Wasser nicht hätten davon fließen lassen. Man einigte sich dahin, die Kosten für die über die 100 Stück beschädigten Wassermesser die Gemeindeverwaltung tragen zu lassen, mit Berücksichtigung der schweren wirtschaftlichen Lage der Wasserverbraucher, wie bestimmter Hausbesitzer.

Nun kam die Angelegenheit des Wohnungsbaus in Rosdzin zur Beratung. Gemeindeschöffe Severyn gab hierzu ein krasses Bild über das in Rosdzin herrschende Wohnungselend, welches durch die Aftermieterei, zu der mehr und mehr um sich greifenden moralischen Verkommenheit des heranwachsenden Geschlechts führt und dazu beiträgt, die Familienverhältnisse zu zerrütten. Darauf wurde einstimmig beschlossen das Wohnhaus an der Traugottstraße, in der Nähe des Mixaschen Hauses zu erbauen. Bei der Vergebung der Bauarbeiten wurde von 7 eingelaufenen Offerten die vorteilhafteste berücksichtigt. Die Arbeiten wurden einstimmig dem Baumeister Drewniok übergeben. Man begnügte sich nicht damit, sondern ging, um der Wohnungsnot noch weiter zu steuern, auf den Beschluß über, an der Feldstraße ein Grundstück anzukaufen, auf welchem Wohnbaracken erbaut werden sollen. Diese sollen vor allem zur Aufnahme unfriedlicher Aftermieter dienen. Einer der Gemeindevertreter taufte diese Baracken „Strafkolonie". Wenn auch. Der Zweck ist gut.

Für die Durchführung des Wohnungsbaus wurde beschlossen eine Anleihe in Höhe von 100 000 Zloty aufzunehmen und beauftragte den Gemeindevorsteher diesbezügliche Schritte zu unternehmen.

Für die Durchführung der notwendigen Renovationsarbeiten am Gymnasium, wurde eine Summe in Höhe von 3000 Zloty bewilligt.

Gemeindevertreter Wieczorek wurde einstimmig in die Vorbereitungskommission gewählt.

Zum Schluß der Sitzung wurde lange über die skandalösen Zustände im Rosdziner Gemeindekrankenhaus verhandelt.

Nach 2½ stündiger Dauer wurde die Sitzung gegen 7½ Uhr geschlossen.

Kattowitz und Umgebung

Die Bevölkerungsziffer von Groß-Kattowitz nimmt zu.

Ende Juni umfaßte die Gesamt-Bevölkerungsziffer von Groß-Kattowitz 126 466 Personen. Registriert worden sind 256 Geburten, darunter 254 Lebendgeburten. Die Zahl der Knaben betrug 132, die der Mädchen 123. Es waren 224 Kinder katholisch, 6 evangelisch, 13 mosaisch und 11 anderer Konfession bezw. Mischehen. Verstorben sind im Monat Juni 127 Personen, demzufolge 12 mehr als im Vormonat. In der Altstadt verstarben 69, im Ortsteil Bogutschütz-Zawodzie 28, Zalenze-Domb 27 und Ligota-Brynow 3 Personen. Bei 18 Personen handelt es sich um Auswärtige, die in Kattowitz nur vorübergehend verweilten. Verzogen sind im Berichtsmonat nach anderen Ortschaften 937 Personen. Im Gegensatz hierzu sind nach der Wojewodschaftshauptstadt 1 017 Personen zugewandert. Registriert worden sind im Berichtsmonat 97 Eheschließungen.

Jugendliche auf der Anklagebank.

In der Zeit vom Januar bis Mai d. Js. wurden in Siemianowitz und Umgegend Diebstähle ausgeführt, wobei vorwiegend Trafiksinhaber geschädigt wurden. Den Tätern, welche die Diebstähle mittels Nachschlüssel und Einbrecherwerkzeugen ausführten, fielen eine Menge Zigaretten, Zigarren, Schokolade, Kleidungsstücke, sowie andere Gegenstände in die Hände Der Gesamtschaden wird auf etwa 2 000 Zloty geschätzt. Das Diebesgut wurde zum größten Teil weiter verkauft. Nach längeren Bemühungen gelang es der Polizei die Schuldigen, es handelt sich um Personen von 15 bis 20 Jahren festzunehmen. Am gestrigen Freitag hatten sich die Arbeiter und Arbeitslosen Franz P., Alois H., Viktor K., Peter B., Paul W. aus Siemianowitz wegen Diebstahl im Rückfalle und der Händler Anton K., wegen Hehlerei vor dem Burggericht in Kattowitz zu verantworten. Die Angeklagten leugneten eine Schuld ab, konnten jedoch durch die Zeugen zum Teil überführt werden. Das Urteil lautete für Franz P. auf eine Gefängnisstrafe von 6 Monaten, Viktor B. auf 4 Monate, Alois H. auf 3, Peter B. auf 2 und Paul W. auf einen Monat Gefängnis. Der Mitangeklagte Anton K. wurde mangels genügender Beweise freigesprochen.

Wie steht es um die Bautätigkeit? Nach einer amtlichen Zusammenstellung sind von der städtischen Baupolizei in Kattowitz im Monat Juni 19 Baugenehmigungen für Vornahme von Um- und Neubauten erteilt worden. Gemeldet wurden 14 neue Wohnungen, davon 1 Einzimmerwohnung ohne Küche, 3 Zweizimmerwohnungen mit Küche, 7 Dreizimmerwohnungen mit Küche und 2 Vierzimmerwohnungen mit Küche. Diese Wohnungen sind bereits für die Benutzung freigegeben worden.

Die städtischen Spareinlagen erhöht. Bei der städtischen Sparkasse in Kattowitz wurden im Vormonat 1 330 585 Zloty neue Spargelder eingelegt, dagegen 844 912 Zloty im Laufe des Monats wieder abgehoben. Die Gelder haben sich infolge höherer Einlage um 485 673 Zloty erhöht und betragen am Monatsende 13 950 337 Zloty.

Aufnahme von Musikzöglingen. Das 1. Kattowitzer Konzertorchester und Musikschule in Katowice-Ligota, ul. Ligocka 161, „Villa Harmonia", nimmt noch eine Anzahl von musikbegabten Schülern im Alter von 14 Jahren an auf, die in vierteljährigem Kurse zu guten Orchester- und Ensemblemusikern herangebildet werden und bei dem Mangel an Nachwuchs in Polen eine gute Zukunft haben. Nähere Auskünfte ebendort, auch telephonisch unter 1400, am besten mündlich zwischen 11 und 1 Uhr.

Konzerte bei Bugla. Bei schönem Wetter finden in dem Buglaschen Sommeretablissement täglich Konzerte des 1. Kattowitzer Konzertorchesters statt. Beim Eintritt warmer Abende werden abends einige italienische Nächte veranstaltet, deren Datum noch bekanntgegeben wird.

Unterhaltungsbeilage des Volkswille

Drei Männer und ein Haifisch

Von Jaroslaw Hazek.

Wir hatten eine stürmische Nacht verbracht. Unsere Gesellschaft bestand aus einem Redakteur der Zeitschrift „Die Welt der Tiere“, dem Schlangenbändiger und Flohzirkusbesitzer Mestek, und Schwestka, dem Eigentümer eines Ringelspieles, einer amerikanischen Schaukel und einer Schießbude. Wir alle waren Menschen von etwas zweifelhafter Existenz und hätten wir Visitenkarten gehabt. hätte jeder von uns zu seinem Titel das Wörtchen „ehemaliger“ drucken lassen müssen.

Wir entschlossen uns zu einem Spaziergang durch Prag. In einer Straße erregte es unsere Aufmerksamkeit, daß das Personal eines Geschäftes, in dem gerade Seefische verkauft wurden, beschäftigt war, irgendeinen Gegenstand in der Auslage aufzuhängen, der den ganzen Schaukasten ausfüllte. Es war irgendein großer Fisch. Ich ging in den Laden und fragte vorsichtig, was das für ein Fisch sei.

„Ein junger Haifisch,“ war die Antwort. „Er ist krepiert,“ bemerkte ich, um nur etwas zu sagen. — „Was fällt Ihnen ein,“ sagte der Verkäufer beleidigt. „Dieses Haifischjunge wurde mit einer Harpune getötet. Es ist nicht krepiert. Es ist künstlich gefroren.“ — „Was kostet das Kilo?“ — „Wir verkaufen Haifische nicht kiloweise.“ „Das ist ein Reklameexemplar. In der Nacht kommt es immer auf Eis.“ Ich kehrte zu meinen unausgeschlafenen Gefährten zurück.

„Ein sechzehn Monate alter Haifisch,“ sagte ich, „gefangen auf der Insel Helgoland. Getötet durch einen Schuß aus einem Kanonenboot, als er ein Unterseeboot versenkte, das ihn mit dem Torpedo in die Luft sprengen wollte. Ein Reklameexemplar. In der Nacht kommt er immer auf Eis.“

Der ehemalige Schlangenbändiger wurde nachdenklich. „Gehen wir zum „Goldenen Schiff“, forderte er uns auf, „ich glaube, mit dem Haifisch wird sich etwas machen lassen.“ Wir betraten den Ausschank beim „Goldenen Schiff“, bestellten einen Kognak und warteten, was Mestek sagen würde.

„Vor vielen Jahren,“ sagte Mestek nach langem Schweigen, „hatte ich eine Glaskiste. In der Kiste hatte ich eine Ringelnatter, die ich als das Junge einer Kobra ausgab, die sich mit einer Riesenschlange gepaart hatte. Ich ließ Plakate anfertigen, schleppte die Natter in ganz Mähren herum und verdiente an ihr fünfhundert Gulden. Wenn wir einen wirklichen Haifisch kaufen, sind wir in vierzehn Tagen Millionäre.“ Daraufhin verließ Mestek uns unverzüglich und kehrte etwa eine halbe Stunde später mit folgenden Worten zurück: „Also der Haifisch gehört schon samt der Kiste uns. In einer Weile wird er hier sein. Er kostet siebzig Gulden.“

Mit diesem Augenblick beginnt unsere Pilgerfahrt mit dem Haifisch, an die ich noch heute, nach vielen Jahren, die schönsten und angenehmsten Erinnerungen habe. Wir kamen überein, mit dem Haifisch nur kleine Städte zu bereisen.

Der erste dieser Orte war Strakonitz. Wir schafften den Haifisch geradenwegs in die „Bürgerressource“. Mestek verhandelte mit dem Besitzer des Restaurants. Er versprach ihm einen ungeheuren Besuch und forderte ihn auf, sich den Haifisch anzusehen, der in seinem langen Sarg auf dem Hofe lag. Der Besitzer überließ uns den Saal völlig kostenlos. Zu gleicher Zeit verfaßte ich in der Druckerei folgendes Plakat: „Die Schrecken der nördlichen Meere!“ „Die Tragödie der Meerestiefen!“

An die p. l. Bevölkerung der Stadt. Eine große seltene Ueberraschung steht euch bevor. Der Anblick eines Haifisches, gefangen auf der Insel Helgoland. Dieser Haifisch ist nach einem gräßlichen Kampf durch einen Schuß aus einem Kanonenboot getötet worden, als er ein Unterseeboot versenkte, das ihn mit einem Torpedo in die Luft sprengen wollte. Zwei Monate lang hat er in der Nordsee als der Schrecken aller sein Unwesen getrieben. In seinem Magen hat man die Leiche des Kapitäns Träston, des Lotsen Seiner Majestät des Königs von Dänemark, gefunden. Wir veröffentlichen nachstehend ein Verzeichnis der letzten Opfer, die das Meerungeheuer verschlungen hat.“ Dann folgte eine lange Reihe von Namen.

„Nur ein Tag! Am 15. Mai, von 2 Uhr nachmittags bis 7 Uhr abends, in der „Bürgerressource“ zu besichtigen. Eintrittsgeld 30 Kreuzer. Kinder in Begleitung nur die Hälfte.“ Alles in allem ergänzten wir drei uns wunderbar. Der ehemalige Besitzer der Schießbude verstand es, eines dieser Plakate auf so gefällige Art an das Portal der Kirche anzukleben, daß es keinen Gläubigen verletzte, und der Kirchendiener half ihm dabei sogar.

Zu gleicher Zeit betrat ich bereits das Rathaus, um den Bürgermeister persönlich einzuladen. Er war der unverfälschte Typ eines südböhmischen Demokraten. Während er mir fest die Hand drückte, sagte er: „Ein Haifisch? Ich habe Haifische sehr gern. Beißt er nicht? Tot? Sieh mal einer dieses Luder! Ich werde mit der ganzen Gemeindevertretung kommen!“ Auch den Pfarrer und die Gendarmeriestation besuchten wir. Irgendein Professor in Pension, der den Rest seiner Tage in Strakonitz verbrachte, lud mich zum Mittagessen ein und entwickelte während der ganzen Mahlzeit die Theorie, daß die Wissenschaft kein Dogma anerkenne, weil sie sich der Relativität ihrer Erkenntnisse bewußt sei. Alles in allem bedauerte ich doch nicht, daß ich den alten Herrn kennengelernt hatte. Er besaß nämlich ein Konversationslexikon, dem ich einige Notizen betreffs des Haifisches für meinen Vortrag vor dem Publikum entnahm.

Um 2 Uhr waren so viele Menschen im Saal der „Bürgerressource“ versammelt, daß es keinem Apfel gelungen wäre, zu Boden zu fallen. Auf dem Podium stand die Kiste mit dem Haifisch. Die Menschen näherten sich dem Podium so, wie man heilige Reliquien küßt. Zuerst hielt ich einen fesselnden Vortrag über Meerungeheuer. Wir sammelten freiwillige Beiträge, die zum Ausstopfen des unglücklichen Haifisches verwendet werden sollten.

Die Gemeindevertreter kamen um 4 Uhr. Der Bürgermeister zahlte mit großartiger Miene fünf Kronen.

Es waren glückliche Zeiten. Wir hatten Geld im Ueberfluß. Mestek machte an der Leiche des Haifisches die Bekanntschaft einer Witwe und blieb die Nacht über bei ihr.

Ich schlief beim Bürgermeister und Schwestka auf der Gendarmeriestation. Er hatte nämlich im Wirtshaus irgendeinen Scheuermeister aus Skonchtitz verprügelt, der unseren Haifisch in roher Weise beleidigte, indem er behauptete, das sei überhaupt kein Haifisch, sondern ein Delphin. Er müsse es wissen, denn er habe bei der Marine gedient.

Als wir uns am Morgen alle drei wieder in der „Bürgerressource“ einfanden, empfing uns der noch am Abend vorher so freundliche Wirt in unhöflichster Form.

Unser Haifisch stinke angeblich. Die Frau habe die ganze Nacht nicht schlafen können, am Morgen sei er genötigt gewesen, den Arzt holen zu lassen. Allen Leuten sei schlecht. Wir müßten das Luder sofort aus dem Saal schaffen und dürften uns nie wieder in der „Bürgerressource“ blicken lassen, sonst werde er uns Komödianten Beine machen.

Er war vollkommen im Recht. Mit dem Haifisch war über Nacht eine verhängnisvolle Veränderung vor sich gegangen und die Zersetzung seiner sterblichen Ueberreste machte unglaubliche Fortschritte.

Ich machte den Vorschlag, den Haifisch einzubalsamieren, was einstimmig angenommen wurde. Wir kauften fünf Flaschen Kölnisch Wasser und irgendein Parfüm, ich glaube es war Chyrce, und badeten darin unseren Haifisch, worauf wir ihm viel von der Flüssigkeit auch nach innen gossen.

Dann luden wir den Haifisch auf einen Wagen und fuhren nach Wodnan. Aus der Turnhalle warf man uns mit ihm hinaus, obwohl uns der geräumige Turnsaal recht gut gefiel.

Im „Volksheim“ nahm man uns auf, nachdem auf den Haifisch vier neue Flaschen Kölnisch Wasser draufgegangen waren.

Und dann ging alles sehr schnell, Plakate, Agitation, ein zahlreiches Publikum. Der Fisch strömte einen so furchtbaren Gestank aus, daß alles im Saal in Ohnmacht fiel. Wir drei hielten uns auch kaum auf den Beinen, denn wir tranken seit dem frühen Morgen Kognak, um das alles auszuhalten.

Ich kann mich nicht mehr erinnern, wer uns eigentlich verhaftete, aber in der Nacht erwachte ich im Wodnaner Gefängnis. Zu meiner Rechten schlief Mestrek, zu meiner Linken Schwestka.

Am Morgen legte man uns dann eine Geldstrafe wegen Uebertretung irgendeiner Vorschrift für Gesundheitsschutz oder etwas Aehnlichem auf.

Wir wohnten nicht einmal dem Begräbnis unseres Haifisches bei. Er wurde auf Kosten der Gemeinde Wodnan bestattet. Man scharrte den Schrecken der nördlichen Meere ein wie eine krepierte Katze. Ich kenne die Stelle nicht, wo er ruht. Auf seinem Grabe steht nicht einmal ein einfaches Kreuz, obwohl nach unserem Plakat ein päpstlicher Vikar, Kanonikus und Bischof von Palermo, Kapistran Matheus durch seinen Magen hindurchgegangen ist.

Schlaf süß, mein Haifisch!

(Berechtigte Uebertragung aus dem Tschechischen von Greto Reiner.)

Zwei Gauner

Von Walter Anatole Persich.

Straßenecke mit windgeschüttelter Laterne.

Von einem Bauzaun knallt ein grelles Plakat Farben gegen das müde Gaslicht. Charles, jawohl, der breitschädelige Charles aus dem „Garbadinkeller“, krümmt sich gegen den Wind und sucht eine Stelle der Planke, die das Hinübersteigen gestattet. Jetzt taucht seine Gestalt mit der ins Gesicht gezogenen Mütze wieder ins Dunkel. Verflucht; überall hat die Bande Stacheldraht! Soll man jetzt nicht einmal mehr hier ein billiges Nachtlager finden?

Hallo, was ist das? Da ist ja ein Brett sauber herausgesägt, und man kann famos hindurchschlüpfen; gute Arbeit . . . Passage für einen ausgewachsenen Menschen mit der Geschmeidigkeit der Ganoven. Teufel noch einmal, da stößt man doch ganz einfach mit dem Fuß gegen die Oeffnung . . . er steht mit angehaltenem Atem . . . sind das Schritte? — schon steht im Lichtkegel einer Taschenlaterne vor ihm als dunkle Masse ein Mensch, der einen Browning in bedrohliche Nähe schiebt: „Hände hoch . . . oder ich schieße!“

Charles stutzt. Die Stimme kennt er doch. Dann lacht er glucksend: „Mensch, Paul! Mich kennste doch, was? Na also! Was machst du denn hier? . . .

Paul zieht ihn von der Planke fort in einen Holzschuppen. Von dort sieht man zwei Fenster im Parterre des halbfertigen Baues erhellt. Hinter dem einfachen weißen Vorhang wandert ein Schatten nervös auf und ab. Paul und Charles sehen sich die Sache eine Minute lang an. Dann flüstert der Nachtwächter: „Das ist Friedrich Caspar . . .“

„Was, der große Unternehmer, der jetzt überall die Blocks hochbringen will . . .“

„Mensch, schrei doch nicht so: hochbringen wollte. Da ist sein neues Baukontor. Heute hat er die letzten Bauzuschüsse eingenommen. In 'ner Stunde oder so will er ins Ausland verduften — von seiner Frau weg und vom Geschäft weg, verstehste? In seiner Reisetasche schleppt er die Scheine. Die Hälfte können wir ihm mühelos abnehmen. Alles wäre zu gefährlich. Vielleicht macht er dann Selbstmord, und dann sieht das nachher aus wie Raub, oder er erzählt 'n Märchen, rettet sich vor der Pleite, und wir sitzen drin. Die Hälfte ist immer noch eine Menge Geld — da reist er ab, und die Polente bleibt ganz raus aus dem Geschäft. Verstehste? Nu hab ich 'n Freund, der is hier Nachtwächter. Der sollte raufgehn, wenn der Mann das Licht ausdreht und verschwinden will. Im Treppenhaus klappt die Sache am besten. Aber ihm muß was passiert sein; er ist noch immer nicht da. Wenn man mich fragt: ich bin hier Nachtwächter. Wenn ihn wer fragt: er hat die Ausweise, das er Nachtwächter ist. Feines Ding, das. Nu geht das wohl nicht . . .“



Deutschlands südlichster Wohnort
ist Einödsbach unweit Oberstdorf im Allgäu.

Beide erschrecken, als die Fenster plötzlich in Schwärze fallen. Charles stürmt vorwärts, der Nachtwächter i. V. folgt vorsichtig, man hört von der provisorischen Brettertür herüber halblauten Wortwechsel. Der Bauunternehmer ist äußerst ängstlich, versucht sich aber trotzdem aus dem klammernden Griffe von Charles zu befreien. Der läßt nicht locker: „Hier, Alter, rüberrücken! Die Hälfte aus deiner Reisetasche; dann lassen wir dich laufen, soweit du willst.“

Es dauert auch gar nicht lange — man hat noch ein anpuffendes Motorrad und dann den Lärm des fahrenden Vehikels gehört —, da kommt Charles zurück, die Finger um ein großes Bündel Banknoten gepreßt. Paul macht einen Freudensprung mit anschließendem Indianertanz, rückt ganz dicht heran und hält die Hand auf: „Halbpart, alter Junge . . .“

Was unter Gaunern recht ist, kann man einen falschen Nachwächter, der den Tipp gegeben hatte, nicht verwehren. Charles legt traurig die „Hälfte“ in die große Tatze des Genossen. Vorsichtshalber hat er ein Dutzend Hunderter vorher ins Jackett geschoben, weil er doch schließlich die gefährlichere Arbeit leisten mußte.

Man empfängt sie mit „Hallo“ und „Hurra“ im Gaunerkeller. Wenn zwei solcher Kerle um Mitternacht auftauchen und einer von ihnen 'ne Nachtwächtermütze trägt, dann muß schon „Marie“ dahinter stecken. Die ganze Bude kriegt Schnaps, die rote Zilla von Charles sitzt zwischen ihm und Paul bei einer Flasche Schampus.

Als sie dann nebeneinander sitzen, fällt Paul dem Kumpan um den Hals und weint seinen Kummer über dieses Lotterleben aus . . . Dabei tastet seine Hand in die Jackettasche des Freundes und greift mit Virtuosität den größeren Teil des Bündels heraus. Während er, noch immer schluchzend, den Raub in sein Jackett schiebt, zieht sich seine eigene Jacke etwas in die Höhe, und über seinem prallen Hinterteil wird die Gesäßtasche sichtbar. Die Kanten eines Bündels Scheine lugen verführerisch in die Welt, und Charles denkt: „Der Bruder ist ja besoffen; der weiß doch nicht, wieviel er hat . . . Mit außerordentlicher Kunstfertigkeit zieht er den größeren Teil des Bündels heraus und stopft den Raub in seine Brusttasche, tröstend auf den Freund einredend.

Dann kommt noch eine Flasche Schampus und noch eine, und als ihnen der Wirt bei der vierten den ganzen Garbadinkeller zum Kauf anbietet, sind sie so im Dusel, daß sie nur noch lallen können.

Am nächsten Morgen wacht Charles in einem ludrigen Quartier auf. Die Kleidung liegt an der Erde, die Sonne kriecht vorsichtig durch das ungeputzte Fenster. Ach so diese famose Sache gestern Abend. Nun hat er ja den ganzen Raub! Er greift in sein Jackett, zieht das Bündel aus der Brusttasche hervor, aber die Seitentasche ist leer. Potz Donner!

Dasselbe erlebt Paul und kriegt eine Heidenachtung vor dem Kompagnon. Diese gegenseitige Achtung war wohl ausschlaggebend.

Sie taten sich zusammen, kauften gemeinsam den Garbadinkeller und führen ihn als ehrsame Wirtsleute im alten Geiste. Sie machen nach wie vor gute Geschäfte — vorbildliche Kompagnons, die sich beide immer gleichgültig hineinlegen. Jeder kommt dabei auf einem kleinen Umwege zu dem ihm gebührenden Nutzen. Aber es ist wohl interessanter so.

Der Bäckerladen

Von Jonathan.

Es geschah einmal wieder, daß die Parteien des Landes aus nichtigem Anlaß heftig miteinander haderten. Da sandten ihre Führer Boten zu Sedif Alam, dem Weisen: er möge ihnen die Ursache ihrer scheinbar unüberwindlichen Streitsucht kundtun.

Sedif Alam hieß die Abgesandten warten bis zur Vesperstunde. Alsdann führte er sie vor einen Bäckerladen und bedeutete sie, schweigend durch das Schaufenster zu beobachten, was sich drinnen begeben würde.

Es dauerte nur kurze Zeit, da betrat ein kleines Mädchen von zehn Jahren oder ein weniges darüber den Laden. Während die Verkäuferin, an den Brotregalen hantierend, dem Kinde beharrlich den Rücken zuwandte, nahm dieses einige Weißbrote vom Ladentisch, füllte sie in ein Körbchen und entfernte sich stumm, ohne Geld zu hinterlegen.

Sedif Alam aber sprach zu den Abgesandten der Parteien: „Nun kündet mir, ihr Freunde, was ihr soeben erblickt habt?"

Er hatte diese Frage kaum gestellt, als ein stattlicher Mann mit weißem Schnurrbart im geröteten Gesicht heftig losbrach:

„Da haben wir den Abgrund der sittlichen Verwilderung, in den diese schmachvolle Revolution unser Volk gestürzt hat. Schon die kleinen Kinder werden jetzt von den Eltern zum Stehlen abgerichtet. Sicherlich ist der Vater dieser im Keime angefaulten Großstadtpflanze einer jener schnapsduftenden Volksbeglücker, die in der Kneipe gegen das fluchbeladene alte Regime wettern, während sie den letzten Pfennig der ergaunerten Arbeitslosenunterstützung durch die Kehle jagen. Zu Hause geht es dann mit dem Stock über die Kinder her, wenn sie nicht genug zusammengebettelt und gestohlen haben."

„Anschaulich ist das Gemälde, das du uns entwarfest", lächelte Sedif Alam. „Aber ihr anderen, saht ihr das gleiche?"

„Ganz und gar nicht," meckerte, erregte die flache Tolle streichend, ein Abgesandter mit rotem Knebelbart über wehendem Schlips. „Ich erblickte hier vielmehr die Kehrseite einer unsittlichen Gesellschaftsordnung, die in den Läden Brot anhäuft, auf den Straßen die Massen vor Hunger verkommen läßt. Was hier geschah, ist die beste Kennzeichnung der großkapitalistischen Geldsackrepublik, in der wir leben! Wo bleibt die berühmte Sozialpolitik, mit der man die Arbeiter zu ködern sucht? Das Kind eines Erwerbslosen, der seit Monaten ausgesteuert ist, wird durch den nackten Hunger zum Diebstahl verleitet! Die soziale Ungerechtigkeit und Gleichgültigkeit des Staates treiben ein unschuldiges Wesen auf die Verbrecherlaufbahn!"

„Mir scheint doch", räusperte sich ein würdiger Herr in zugeknöpftem Rock, „daß aus dem beobachteten Vorfall in erster Linie die sittliche Verwilderung eines gottlos gewordenen materialistischen Zeitalters zu erkennen ist. Ohne Glauben und Sittlichkeit wächst unsere Großstadtjugend heran, die Kehrseite ist das ungehemmte Erliegen gegenüber der Versuchung. Ist dieses Kind über seinen Diebstahl auch nur errötet? Dachte es an das göttliche Gebot „Du sollst nicht stehlen?" Fürchtete es seines Gottes strafende Hand? — Wahrscheinlich hat es im Kino etwas Aehnliches gesehen und diese Handlung triebhaft nachgeahmt. Schmutz und Schund sind die Verderber unserer Jugend."

„Das geht doch etwas weit", keuchte schweratmend ein Glatzkopf, dem eine große Perle aus der Krawatte stand. „Religion — gewiß eine gute Sache: Aber man lasse sie bei alltäglichen Dingen aus dem Spiel. Nein, meine Herren, was wir hier gesehen haben, ist etwas ganz Anderes! Soll ich ihnen sagen, was es war? — Einfach eine Folge unserer falschen sogenannten Humanität, unserer vielgepriesenen sozialen Schutzgesetzgebung. Warum stiehlt das zehnjährige Kind? Weil der, ach so fürsorgliche Staat ihm verbietet, durch Arbeit das Nötige zu verdienen. Gestatten Sie mir, dieses Kind in meinen Werkstätten zu beschäftigen! Es wird mit Leichtigkeit seine 7 Pfennige die Stunde verdienen und dann nicht mehr nötig haben, Brot vom Ladentisch zu nehmen, das es mit wohlerworbenem Gelde bezahlen kann. Aber das scheint dem heutigen Staate inhuman! Gewiß, es ist humaner, das Kind zum Dieb werden zu lassen, als es mit nützlicher Arbeit zu beschäftigen!"

„Seltsam," lächelte Sedif Alam, nachdem nun alle Abgesandten sich geäußert hatten. „Ein einziger Vorgang hat sich hier abgespielt und dennoch sahen vier verständige Männer vier völlig verschiedene Dinge. Vielleicht könnte ich selber eine fünfte Deutung geben. Doch genug der Widersprüche! Gehen wir dem Rätsel auf den Grund, folgt mir in den Laden!"

So taten sie und Sedif Alam fragte alsbald die Verkäuferin: „Sahest du wohl das Kind, das sich vor wenigen Augenblicken hier im Laden zu schaffen machte?"

„Gewiß," nickte die Angeredete. „Durch die Spiegel an den Wänden überblicke ich jederzeit den Verkaufsraum, auch wenn ich ihm gerade den Rücken kehren muß."

„Aber warum" — so riefen die Abgesandten der Parteien wie aus einem Munde — „haben Sie dann das Kind, als es ohne zu bezahlen den Laden verließ, nicht sofort angehalten?"

„Angehalten — ja, weshalb denn?" fragte die Verkäuferin erstaunt. „Es war doch meines Meisters Töchterlein, das, wie alltäglich um diese Stunde, das Vesperbrot für des Meisters Familie holte."

Da sahen die Abgeordneten der Parteien einander an und schwiegen. Sedif Alam aber trat in ihre Mitte und sprach:

„Meldet den Parteien, die euch zu mir sandten, was ihr hier erlebtet. Und tut ihnen meine Meinung mit diesen Worten kund: Wolltet ihr euch bemühen, in euren Reden und Schriften, die Dinge erst zu erkennen, bevor ihr euer Urteil über sie fällt, anstatt, daß ihr, wie es jetzt euer Brauch ist, in umgekehrter Reihe verfahrt, — dann würdet ihr dem Volke weniger oft den Anblick fruchtloser Zwietracht geben."



Anton Tschechow

der einst vielgelesene russische Schriftsteller, starb am 15. Juli vor 25 Jahren.

Der Büffelstier

Von Johannes V. Jensen.

Olaf Manson, unter seinen Kameraden „der Monsun" genannt, stammte aus Westgotland und war Cowboy in Texas, ein Cowboy, wie Cowboys zu sein pflegen, gewandt, die Kehle stets zum Schreien bereit, blitzschnell, gewaltsam; das abhärtende Leben auf den Herdenstrecken hatte seine physischen Kräfte und seine Sinne zu den höchsten Fähigkeiten entwickelt. Er glich einem Skelett, das an allen Gliedern mit Muskeltauen umschnürt war, und seine inwendigen Teile hielten einer jeden Prüfung stand, er wog keine zweihundert Pfund und konnte einen Ochsen zu Fall bringen. Er war jeden Tag auf Reisen, wollte nach Schweden zurückkehren, wie er sagte, sobald er das Vermögen gewonnen habe, das in der Luft lag.

„Der Monsun" spielte. Er war in allen Wirtshäusern von Galveston bis Kansas City bekannt und geschätzt, denn er verlor ebenso regelmäßig, wie eine Sanduhr abläuft. Er verdiente viel und dabei verbrauchte „der Monsun" keinen Cent, solange er mit dem Vieh draußen auf den Prärien lag, was sich meistens von Wochen bis zu einem Vierteljahr hinziehen konnte. Kam er aber dann zu einem bewohnten Ort, wo sich auch nur die leiseste Andeutung von einem „Saloon" befand, wo vier Leute grade um ein Faß sitzen und die Ellenbogen zu Poker bewegen konnten, ja, dann wurde „der Monsun" zu einem Orkan. Zuerst zechte er kalten Blutes unter lautem Gebrüll, streute barsch mit Geld und Gastfreiheit um sich; wenn er aber dann genügend erhitzt worden war, befiel ihn das Heimweh wie eine verzweifelte Inspiration — jetzt, jetzt sollte es sein, Schweden und der Grund, weshalb er lebte, waren wie mit großen Flügelschlägen über seinem Haupt zu spüren, und her mit den Karten, damm vour eyes! Einige Stunden später war der Schwede blank und konnte hinausreiten und sich wieder einige Monate lang zwischen seinen Kühen abkühlen.

Im Grunde machte sein Schicksal ihn nicht sonderlich bemerkbar zwischen den anderen Cowboys und Schweden, deren Leben meistens sinnlos und malerisch zu verlaufen pflegt; einmal aber ereignete sich doch etwas Besonderes, das ihn über das gewöhnliche Niveau emporhob und auf häßlichste Weise bloßlegte, was die Natur mit ihm vor hatte; das war damals, als er den Bisonstier fing.

Einige Hirten, die Streifzüge nach fortgelaufenem Vieh gemacht hatten, kamen aus einer entlegenen und wilden Berggegend hoch oben bei den Rocky Mountains zurück und berichteten, daß sie einen mächtigen, alten Bisonstier gesehen hätten, der ganz allein oben in den Bergen wandere. Nun ist der Büffel, mit Ausnahme einer kleinen Schar im Yellowstone-Park, in ganz Amerika ausgerottet, deshalb erweckte es nicht wenig Aufsehen, daß ein alter Stier, wahrscheinlich der letzte einer versprengten, vergessenen Schar, noch wie in den alten, großen Indianerzeiten frei umherging. Die Cowboys sprachen davon an den Stationen, und dadurch kam das Gerücht in die Zeitungen, und bald verlautete, daß ein reicher Mann in Kansas City demjenigen fünftausend Dollar geboten hätte, der das Tier lebend zur Stadt bringen würde. Das war viel Geld. Kuhhirten, Jäger, Leute, die sich auch nur des allergewöhnlichsten Verstandes rühmen konnten, lachten höhnisch, wenn sie am Schanktisch standen und das Gespräch auf den Stier kam — wollte der Millionär in Kansas City sich über sie lustig machen? Den Stier aufsuchen und niederschießen, das war an sich ein Stück Arbeit, den Körper zu frachten, war eine Unmöglichkeit. Aber den Stier lebend zu holen — Blödsinn eines Stadtmenschen.

„Der Monsun" holte ihn!

Sobald der Schwede von dem Angebot des Millionärs gehört hatte, war es ihm klar, daß das eine Chance für ihn sei. Bares Geld mit einem Schlage, das war der gerade Weg nach Schweden! Und nachdem er sich volle Gewißheit von der Echtheit des Angebots verschafft hatte, nahm „der „Monsun" sich Urlaub und begab sich allein in die Berge hinauf.

Man hatte ihn und den Stier fast vergessen, als er eines Tages auf einer Station in der Nähe von Fort Worth erschien, mager wie eine Egge und fast von Verstand vor Strapazen und Mangel an Schlaf. Er mietete einen Wagen und Mannschaft und holte den Stier, der einige Meilen von der Station gebunden lag. Wie in aller Welt war die Sache nur zugegangen?

„Ich hab ihn gekriegt." Das war seine ganze Beschreibung. Die anderen Hirten aber, Kenner, die das Resultat sahen, starrten den Schweden kopfschüttelnd an.

Trotzdem aber darf man wohl den Versuch machen, sich in die Einzelheiten der herkulischen Tat des Schweden hineinzudenken. Zuerst hatte er den Stier aufgesucht, was kein Ferienausflug war. Selbst nach der genauesten Beschreibung der Hirten, die den Stier gesehen hatten, war das Auffinden desselben noch genau so schwierig wie das Suchen nach einem Taschenmesser in einem Heuschober. Nachdem er den Stier gefunden, hatte er ihn ge„roped", ihm den Lasso um die Hörner geworfen, und nun stand er vor der unmöglichen Aufgabe, das gigantische, wilde Tier viele Tagereisen von den Bergen zur nächsten Station zu leiten. Der Schwede hatte mit ihm eine gewisse spannende Verbindung etabliert, indem er ein unzerreißbares Tau zwischen dem Sattelknopf des Pferdes und dem Horn des Stieres befestigte. Der Schwede ritt ein zähes Pferd, einen unermüdlichen Gaul, aus Sehnen und Feuerstein gemacht, und diese beiden, die sich zu einem vielgliedrigen Springwesen vereinigten, von dem verstrickende Fangleinen ausgingen, begannen also den großen Einsamen zu ärgern. Man konnte sehen, wie der behaarte König Buffalo, der König der Ochsen, sich drohend vor dem Reiter zum Sprunge duckte und mit dem Maul auf dem Erdboden dem schußähnlichen Schnauben Luft macht, das besagen soll: jetzt komme ich!

Und nun beginnt das Duell. Bald ist es König Buffalo, der in sehr gekränkter Majestät in donnerndem Galopp und mit Gebrüll wie Bombenkrachen hinter Pferd und Mann herjagt, bald ist es der sprühende Mustang, der die Erde mit den Hufen zerreißt, und der stumme Reiter, die zusammen den Stier verfolgen und jagen oder an dem schneidenden Tau zerren — auf keiner Seite wird Pardon gegeben —, aber wie es auch zugeht, der unermüdliche Teufel auf dem Pferderücken versteht es, den Büffel stets in diejenige Richtung zu narren, in die er ihn haben will. Es vergehen Tage und Gott weiß wie viele Meilen, wo König Buffalo in mörderischer Einfalt aus seinem Reich hinauszujagen meint, immer hinter ihm her, und statt dessen ist der Reiter auf dem Pferde nur darauf bedacht, so schnell zu reiten, daß der Lasso einigermaßen gestreckt bleibt, während sie sich in gerade Linie den bewohnten Gegenden nähern, wohin er den Stier locken will. Zu anderen Zeiten, wenn es dem Stier behagt, seine königliche Unverletzlichkeit beiseite zu setzen und nur wie ein geplagtes und verzweifeltes Tier durch Flucht einen Abstand zwischen sich und seinen Plagegeist zu legen und versucht, richtet der Reiter es auch so ein, daß die Flucht den Büffel geradewegs zu Zivilisation und Gefangenschaft, statt in das Versteck der Urnatur, führt. Des Nachts gibt er dem Büffel die Freiheit, Notabene mit einem schweren Stein an der Leine, die um die Vorderbeine verwickelt ist, und er selbst schläft auf der Erde in einer Decke am Feuer, wo er den ewigen Speck mit Bohnen geröstet hat, während der Mustang mit bösem Grinsen in der Dunkelheit Dornenbüsche kaut.

Tags darauf weiter. Neue Scheingefechte. Neue majestätische Mordversuche von seiten des Büffels und neuer Rückzug des Reiters über Hals und Kopf, was abermals einige Meilen näher zum Ziele führt. Da reißt der Lasso, und der Stier geht seines Weges, duckt sich in einem getrosten Galopp heimwärts, und der Reiter muß hinter ihm her, tagelang, bis er von neuem den Zauberring gebrochen hat, den Kraft und Schnelligkeit um den Stier legt, und er ihn von neuem an der Leine hat. Und dann das Verlorene wieder eingewinnen. Und weiter. Und die Nahrungsmittel werden knapp, und muß sich auf kurze Ration setzen, hat kein Trinkwasser, und des Nachts friert es, und die Kraft des Pferdes geht zu Ende, obgleich man meinen sollte, daß er das unsterbliche Höllenpferd reitet, mit einer Flamme aus dem Halse und mit Gelenken, die Funken sprühen — ja, und dann kommt der Tag, wirklich der Tag, an dem er die Station sehen kann! Ihm ist, als seien Jahrhunderte vergangen, seit er auszog, um die Jagd zu beginnen, und so ist es auch, denn er hat den ganzen Weg zurückgelegt, auf den der Mensch in seinem siegreichen Kampf gegen das Tier und die Natur zurückblicken kann!

Der Büffelstier konnte die Station aber auch sehen! Und damit sagte er: Stopp! — Keinen Schritt weiter — nein, er dankte vielmals. „Der Monsun" quälte sich einen Tag mit ihm ab, aber er wollte sich weder narren noch vorwärts treiben lassen. Da band der Schwede ihn, ritt in einem letzten teutonischen Rasen um ihn herum, haßerfüllt wegen all der Mühe, die seine Wildheit und Stupidität ihn gekostet hatte, und er spann ihn so vollständig in seine Lederriemen ein, daß er umfiel und sich nicht von der Stelle zu rühren vermochte. Und dann fort nach einem Wagen und Menschen zum Helfen.

Sie mußten an Ort und Stelle einen Kran bauen, um das gebundene, gewaltige Tier auf den Blockwagen zu heben.

Und als sie spät abends mit dem Stier zur Station kamen, wo er mit der Eisenbahn weitergeschafft werden sollte, kam ein Mann mit einer Blendlaterne heraus, um den Stier zu betrachten, und in dem Augenblick, als das Licht ihm in die Augen fiel, streckte er sich mit einer ungeheuren, krampfartigen Anspannung, sprengte die Verschnürungen und war tot.

War das nicht seltsam?

Da aber lachte der Schwede. Es war das erstemal, daß jemand ihn lachen sah. Es kleidete ihn nicht. Und jedesmal, wenn er später die Geschichte erzählte, die in seinem Munde sehr kurz wurde: „Ich hab' ihn gekriegt und dann starb er" — lachte er reichlich und etwas wie das Zittern eines alten Mannes überfiel seine Glieder. Westgotland hat er nie wiedergesehen.



Schloß in Menzingen

Das im badischen Kraichgau, dem milden fruchtgesegneten Hügelland zwischen Neckarhöhen und Schwarzwald, unweit Bruchsal, ragende Schloß Menzingen bildet eine der stattlichsten deutschen Wasserburgen. Von burgfriedartigen Ecktürmen flankiert, zeichnet sich die Schloßarchitektur nicht nur durch ihre bevorzugte Lage aus, sondern auch durch die edlen, wohlgemessenen Formen der ganzen Baugruppe und die gelungene Gliederung, welche die einzelnen Teile wirkungsvoll zur Geltung bringen.

Der Empfang

Von Harry Schreck.

„Nichts ist mir unsympathischer als solche Unterhaltung," bemerkte ärgerlich der Landespräsident, „man hat sich nichts zu sagen und soll nun anstandshalber zehn Minuten miteinander reden. Gut, wenn es sein muß — bitte!"

Der Herr im schwarzen Rock, der vor ihm stand, hob wie beschwichtigend die Hand: „Verzeihung... Herr O'Mon hat schließlich doch im Schwergewicht die Meisterschaft für ganz Europa. Die ganze Sportwelt sieht auf unser Land!"

„Das weiß ich auch!" entgegnete der Landespräsident höchst unzufrieden, „nur weiß ich nicht, was wir die zehn Minuten sprechen sollen."

„Ach," äußerte der Herr im schwarzen Rock, so etwas findet sich schon ganz von selbst."

*

„Nichts ist mir unsympathischer als solche Unterhaltung," bemerkte ärgerlich der Boxer Kid O'Mon, „man hat sich nichts zu sagen und soll nun anstandshalber zehn Minuten miteinander reden. Gut, wenn es sein muß — bitte!"

Der Herr im schwarzen Rock, der vor ihm stand, hob wie beschwichtigend die Hand: „Verzeihung... der Herr Landespräsident vertritt das Volk; es ist doch nur natürlich, daß er Sie empfangen muß. Die ganze Sportwelt will das so."

„Das weiß ich auch!" entgegnete der Boxer Kid O'Mon höchst unzufrieden, „nur weiß ich nicht, was wir die zehn Minuten sprechen sollen."

„Ach," äußerte der Herr im schwarzen Rock, „so etwas findet sich schon ganz von selbst."

*

Die Flügeltür ging auf. Der Boxer Kid O'Mon, ein ehrfurchtsvolles Lächeln um die Lippen, schritt auf die Zimmermitte zu; der Landespräsident schritt ihm, aufs sichtbarste erfreut und angenehm berührt, den Weg zur Tür entgegen.

„Es ist mir ein besonderes Vergnügen," lächelte der Landespräsident, „hier einen Mann zu sehen, auf den die Sportwelt unseres Landes (und mit ihr die Regierung) stolz und dankbar blickt. Im Namen unseres Volkes gebe ich der Freude Ausdruck, daß Sie im Ausland unsern alten Ruf zu neuen Ehren brachten!"

„Es war mir eine übergroße Ehre," erwiderte der Boxer Kid O'Mon bescheiden, „daß ich dem Ansehn meines Sports und damit meines Landes dienen durfte; ich freue mich, an dieser Stelle zu versichern, daß es mein weiteres Bestreben sein wird, im Dienst des Sports, des Landes und des Volkes oft zu siegen."

Man schüttelte die Hand. „Ein netter, lieber Junge!" dachte der Herr Landespräsident. „Ein netter, guter Mensch!" erwog der Boxer Kid O'Mon. Sie setzten sich und lächelten verbindlicher, als es die Höflichkeit erheischte.

„Weiß Gott, ich wäre froh, wenn ich etwas vom Schwergewicht wüßte," grübelte der Landespräsident, „das gäbe das natürlichste Gespräch für uns!"

„Weiß Gott, ich wäre froh, wenn ich etwas von der Verfassung wüßte," grübelte der Boxer Kid O'Mon, „das gäbe das natürlichste Gespräch für uns!"

*

Man saß sich gegenüber. Der Boxer Kid O'Mon sah, wie der Landespräsident mit seinen Fingern auf dem Tisch, der zwischen ihnen stand, zu trommeln anfing; er tat fast unbewußt das gleiche. Der kleine Tisch fing an zu wackeln —.

„Abscheulich...", sagte der Herr Landespräsident, „daß auch die besten Tische meistens wackeln."

„Ja, auf die Tischler ist fast nie Verlaß..." entgegnete der Boxer Kid O'Mon, „das heißt, ich habe früher einmal einen Tisch gehabt, der gar nicht wackelte."

„Sieh einer an...", erwiderte der Landespräsident.

„Am liebsten habe ich die Tische," äußerte der Landespräsident, „die einfach sind."

„Man kann an ihnen wohl am besten schreiben," fragte Kid O'Mon, „und das ist wichtig."

„Ja, das will ich meinen..." sprach der Landespräsident ermuntert, „ich hatte nämlich früher einen Tisch... der war ganz prächtig fest."

„Ein netter, lieber Junge...!" dachte der Herr Landespräsident dabei.

„Ein netter, guter Mensch...!" erwog der Boxer Kid O'Mon zur gleichen Zeit. Und eifrig sprachen sie von Tischen... von festen Tischen und von Wackeltischen.

*

Die Flügeltür ging auf. Zwei schwarzberockte Herren standen lächelnd auf der Schwelle. „Ach so? Die zehn Minuten sind vorbei," bedauerte der Landespräsident im stillen.

„Vorbei — wie schade," bedauerte der Boxer Kid O'Mon. Sie standen auf und schüttelten sich angelegentlich die Hände. Der Boxer Kid O'Mon tat das sehr zart, weil er doch wußte, was sich für den Landespräsidenten schickt. Der Landespräsident tat es auf leidlich boxerische Art.

Die Flügeltür ging zu. Zwei schwarzberockte Herren teilten sich. Der erste blieb im Landespräsidenten-Zimmer. Der zweite lief behend und sehr gewandt mit Kid O'Mon zum Ausgang. Und doch, es war der gleiche Schwarzberockte.

*

„Was ich noch sagen wollte...!" sprach der Landespräsident zufrieden, „man kann auch solche Unterhaltungen ganz leidlich führen. Man muß nur finden, was das Lieblingsthema jedes Menschen ist. Nun ja... er liebt eben Tische —"

*

„Was ich noch sagen wollte...!" sprach der Boxer Kid O'Mon zufrieden, „man kann auch solche Unterhaltungen ganz leidlich führen. Man muß nur finden, was das Lieblingsthema jedes Menschen ist. Nun ja... er liebt eben Tische —"

Das elektrische Lichtbad

Von Dan Bergmann.

Eduard Svensson kam eines Tages zu einem seiner Freunde, dem hervorragenden jungen Elektrotherapeutiker — man lasse sich, bitte, nicht durch das schwierige Wort abschrecken, man wiederhole es fünfzigmal hintereinander, dann geht es leichter —, also Elektrotherapeutiker Johannes Lundberg.

Gesundheitlich fehlte Eduard Svensson nicht das geringste, er kam nur, um sich 100 Kronen zu pumpen. Als ihn aber Doktor Lundberg fragte, wie es ihm ginge, murmelte er etwas von einer bösen Erkältung. Es macht nie einen guten Eindruck auf einen jungen Arzt, zu hören, daß es einem gut geht.

Und Eduard Svensson wünschte, einen guten Eindruck auf Doktor Lundberg zu machen.

„Ausgezeichnet, ausgezeichnet!" sagte Doktor Lundberg. „Dann mußt du ein elektrisches Lichtbad nehmen. Ich habe gerade heute den Badeschrank bekommen. Da in der Ecke steht er. Zieh dich aus!"

Eduard Svensson schielte nach dem großen, massiven Badeschrank, der beinahe wie ein Geldschrank aussah, und dachte an den Hundertkronenschein.

„Danke sehr," sagte er, „heute nicht... Ich bin eigentlich nur zu dir gekommen, um..."

„Ach was, ziere dich nicht, zieh dich aus!" Und Doktor Lundberg riß die Badeschranktür auf und zeigte ihm das Innere, mit dem Stuhl auf dem Boden und den Wänden, die mit einer Unzahl von Glühlampen tapeziert waren. Eduard Svensson verspürte keine Lust.

„Nein, ich habe keine Zeit," sagte er, „würdest du vielleicht..."

„Es dauert nur zehn Minuten. Du wirst sehen, wie gut es gegen deine Brustschmerzen ist. Siehst du!"

Und Doktor Lundberg knöpfte Eduard Svensson die Weste auf und riß ihm die Stiefel und den Kragen vom Leibe. Was sollte Eduard Svensson tun? Er mußte herhalten, des blauen Lappens wegen.

Einen Augenblick später stand er fasernackt in seiner ganzen männlichen Schönheit da, mit der behaglichen Rundung des kleinen Bäuchleins, die die sonst etwas eckigen Konturen in angenehmer Art unterbrach. Doktor Lundberg schob ihn mit sanfter Gewalt in den Badeschrank, machte die Tür zu und legte den Deckel drauf, d. h. sein Kopf ragte durch ein passendes Halsloch heraus. Und dann drehte er an einem Griff und gab dem Strom freien Lauf.

„Ist es nicht wunderbar?" sagte er salbungsvoll.

„Ja, es war wirklich ganz schön. Eine angenehme Wärme von 45 Grad rieselte durch Eduard Svenssons Körper. Und dann fing das Schwitzen an. Wenn man nackt ist, ist das Schwitzen gar nicht so unangenehm.

Und als der Schweiß ihm auch über das Gesicht zu laufen anfing, wischte ihn Doktor Lundberg mit seinem eigenen Taschentuch ab — er selber konnte nicht heranreichen — und behandelte ihn mit so rührender und wohlwollender Sorgsamkeit, daß er ohne Zögern mit dem eigentlichen Zweck seines Besuches herausrückte.

„Aber bitte sehr, mit dem größten Vergnügen, wenn ich dir mit so wenig dienen kann!" sagte Doktor Lundberg, blätterte in seiner Brieftasche und zog den großen Schein heraus.

„Aber allerdings," fügte er ein bißchen zögernd hinzu, „das Bad kostet 20 Kronen, also kannst du nur 80 Kronen bar bekommen. Einen Augenblick, ich muß erst wechseln gehen!"

Und Doktor Lundberg stürmte die Treppen hinunter und raste über die Straße und kollidierte mit einer Elektrischen und wurde (im Krankenwagen) ins Krankenhaus gebracht.

Und Eduard Svensson wartete. Er wartete eine Viertelstunde, er wartete eine Stunde, er wartete zwei. Und die ganze Zeit schwitzte er. Aber warum in aller Welt stieg er nicht heraus? Der Badeschrank war von außen zugeschlossen. Gott, wie er klopfte und rief und spektakelte und fluchte!

Aber er wagte nicht, mit den Füßen zu stoßen, er hatte Angst, an die Glühlampen zu kommen. Und die ganze Zeit schwitzte er. Der Schweiß tropfte förmlich von ihm herab. Er freute sich nur über sein Skelett; das war immerhin etwas Festes, auf das man sich verlassen konnte. Alles andere hielt er für verloren. Das behagliche kleine Bäuchlein war schon weiter nichts als eine Kute.

Endlich, spät abends, kam Doktor Lundbergs Aufwartefrau. Da war Eduard Svensson so matt, daß sein Kopf mit dem Kinn auf dem Rand des Deckelloches lag. Aber die Anwesenheit der Aufwartefrau belebte ihn, und er forderte sie leidenschaftlich auf, die Schranktür aufzumachen. Aber die Aermste! Sie hatte ja keinen Schlüssel, der paßte. Der einzige Schlüssel, der paßte, war an Doktor Lundbergs Schlüsselring befestigt, und der Schlüsselring war in Doktor Lundbergs Hosentasche, und Doktor Lundbergs Hosen befanden sich im Krankenhaus.

Und kein Mensch ahnte es, daß sie sich da befanden!

Da bat sie Eduard Svensson weinend, wenigstens den Strom auszuschalten. Das tat sie, so gut sie konnte, und drehte natürlich den falschen Knopf und öffnete die Schleuse eines Stromes, der bedeutend schlimmer war als der erste.

Hitze im Schrank stieg auf 80 Grad, und Eduard Svensson schrie laut auf und fing an, brenzlich zu riechen. Aber wie die Aufwartefrau auch experimentierte, es gelang ihr schließlich wirklich, sämtliche Ströme auszuschalten, und Eduard Svensson fühlte sich fast glücklich.

Daß man in Situationen geraten kann, in denen man sich glücklich fühlt, obwohl man in einem Badeschrank eingeschlossen ist!

Aber die Nacht senkte sich über Eduard Svensson, und die Aufwartefrau verließ ihn, nachdem sie ihn mit Doktor Lundbergs aufgewärmtem Kohl gefüttert hatte, und das Dasein wurde dem armen Mann wieder bitter, als er in dem jetzt ganz dunklen Badeschrank saß, der immer mehr den Charakter eines Eisschrankes annahm, und immer noch auf Doktor Lundberg wartete.

Mitten in der Nacht hörte er schleichende Schritte im Entree, und dann wurde die Tür zu Doktor Lundbergs Operationszimmer geöffnet. Eduard Svensson wollte gerade mit einer Mischung von Freude und Wut rufen: „So, endlich kommst du, du Spitzbube!", als er bei dem plötzlichen Schein einer Blendlaterne entdeckte, daß er einen wirklichen Spitzbuben vor sich hatte, einen Berufseinbrecher. Gräßlich, wie unrasiert der war!

Der Spitzbube näherte sich dem Badeschrank. Er hielt ihn verzeihlicherweise für einen Geldschrank. Eduard Svensson war gespannt, was der Spitzbube wohl tun würde, wenn er seinen Kopf auf dem Schrank entdeckte. Aber der Spitzbube nahm weiter keine Notiz von ihm. Er hielt ihn wahrscheinlich für eine Broncefigur.

Einen Augenblick sah es allerdings so aus, als wenn der Spitzbube die Absicht hätte, die Büste herunterzunehmen, aber dann hielt er es glücklicherweise für unnötig und fing an, den Badeschrank energisch mit seinen Dietrichen und Brecheisen zu bearbeiten; aber der Schrank war absolut einbruchssicher. Der Spitzbube kam nicht vom Fleck. Eduard Svensson überwachte die Arbeit mit größtem Interesse. Der Spitzbube bog und brach und stöhnte, aber alles war vergebens. Schließlich hatte er die ganze Geschichte satt und setzte sich auf die Linoleummatte und machte sich seine Fingernägel mit dem Brecheisen rein.

Da wurde Eduard Svensson aber böse. Er konnte sich nicht länger beherrschen. Er rief:

„Was ist das für eine verdammte Schlappheit! Machen Sie doch die Sache ordentlich!"

Der Spitzbube wurde sofort zu einem Kriminalirren und stürzte laut brüllend in die Nacht hinaus.

Das Gerücht von Doktor Lundbergs Kollision mit der Elektrischen und dem Einbruch in seiner Wohnung und Eduard Svenssons Einsperrung in dem elektrischen Badeschrank verbreitete sich in der Hauptstadt schnell.

Schon am nächsten Vormittag stand ein Berichterstatter mit Feder und Notizblock vor dem Badeschrank und schrieb im Schweiße seines Angesichts und interviewte Eduard Svensson. Er mußte ihn jedoch vorher durch Einschaltung des milderen Stromes auftauen; er war nämlich ganz steif gefroren.

Eduard Svensson mußte alle Umstände genau erzählen, seine Eindrücke im Badeschrank eingehend schildern und ein paar biographische Angaben über sich selber und seine Familie machen.

Darauf stellte der Berichterstatter seine Kamera ein und ersuchte Eduard Svensson, recht unglücklich auszusehen und eine möglichst unangenehme Stellung im Badeschrank einzunehmen. Und dann knipste er ihn trotz seines lebhaften Protestes.

Dann holte der Berichterstatter einen Schlüssel aus der Tasche — den Badeschrankschlüssel. Er war natürlich schon im Krankenhaus gewesen und hatte Doktor Lundberg interviewt, obgleich das Resultat ziemlich kläglich ausgefallen war, weil der Doktor noch immer bewußtlos war.

Und jetzt wollte er in die Irrenanstalt und den Kriminalirren interviewen.

(Aus dem Schwedischen von Age Avenstrup und Elisabeth Treitel.)



Die Erstürmung der Bastille

die vor 140 Jahren den Auftakt zur Französischen Revolution bildete, wird am 14. Juli jeden Jahres als französischer Nationalfeiertag im ganzen Lande gefeiert. (Nach einem zeitgenössischen Gemälde im Schlosse von Versailles.)

Gesang der Maschinen

Von Elbertzhagen.

Sturzbäche sprühenden Sonnenscheins. Ein Baum atmet so tief das belebende Licht, das seine tausend Knospen platzen. Unter dem Baum steht eine alte Frau und bietet Schneeglöckchen an. Maienjung sind die kleinen Blumen, die den Lenz aus Eisesstarre und Schnee gelockt.

Ich stehe, staune, trinke Licht und Blumenwunder und versinke im jauchzenden Hoffen — — —

Da schlägt mir jemand herzhaft auf die Schulter und lacht: „Komm mit, Traumpeter, ich hab' heute etwas Besonderes für dich."

Es ist der Redakteur X., ein lieber, lebenbejahender Mensch, der alles Sinnende „weich" nennt und gegen Lyrik, von Berufs wegen, hundert Vorurteile hat.

Unterhakend nimmt er mich ins Schlepptau und redet davon, daß um diese frühe Frühlingszeit seine Redaktionsstube zum Raritätenkabinett wird. Denn der April bringt die ersten Maikäfer, kahlnackte Spatzenbabys, flügelzerknickte Schmetterlinge, eine Riesenheuschrecke, die Zeitlupe läuft, vorzeitige Blumen und Blüten. Jeder liebe Einsender erhofft am andern Tage einen beträchtlichen Artikel in seiner lieben Zeitung und schon am Tage darauf ein noch beträchtlicheres Honorar in seinen noch weit lieberen Händen dafür zu halten.

Er aber, so sagt mir mein Freundredakteur, sei heute auf eine ganz andere Rarität lüstern. Er möchte mal einen richtigen Frühlings-, Mai- und Lenzidealisten von Maschinen zermalmt sehen. Na, und ich sei gerade der Richtige dazu.

Blutdürstiger Vampyr!

Nein, nicht g a n z so grausam habe er das gemeint. Aber ich solle mit ihm kommen, er wolle mir ein Zeitungshaus vom Keller bis zum Dach zeigen.

Leb wohl, jubelnde Sonne, lachender Lenz, Freiheit und Leben, lebt wohl! Hinein ins Dröhnen, Getöse, in Fron und menschenmarternde Technik!

Ich will meine abgöttische Liebe zur Natur retten, darum will ich mit ihm gehen und — sein Maschinenelend kennen lernen.

Im Maschinenraum, bei den Transformatoren, waren wir zuerst. Kacheln, Fliesen, Marmor, blitzende Knöpfe, zuckende Zeiger in Uhren wie lauernde Augen. Dieses Herz des ganzen Hauses dröhnt und summt im dumpfen, rhythmischen Sang und sendet geheimnisvolle Ströme von Energie und Kraft durch tausend Adern. Die werden zerspalten in hunderte zuckender, vibrierender Nerven und laufen bis in den First des Daches. Der ganze Raum — der Schlag eines Herzens vertausendfacht — klopft und pocht bei Tag und Nacht.

Und die Kraftströme geben Leben und Tat den klappernden, plärrenden, schnarrenden Setzmaschinen, diesen Wundern der Technik. Rädchen, Häkchen, Stiftchen, Spiralen, Hebel, Walzen greifen, heben, schieben, sammeln und zerteilen.

Ein Griff des Mannes an der Maschine und das Surren, Spurren, Hächeln und Rasseln verstummt, all die tausend kleinen Teile, die eben noch so munter hin und her sprangen, verharren tot und reglos. Ein Griff — — — es schnarrt und knarrt, zirpt und pfeift, tuschelt und raschelt von neuem.

Wie pulswarm liebend die Hand des Setzers auf diesem bannenden und lösenden Hebel liegt, so —— so —— liegt wohl Gottes Hand auf dem Herzen des Menschen.

Doch weiter geht's. Dort wallen und wogen in riesigen Bottichen galvanische Bäder. Achtzig Stunden — um einen einzigen Millimeter Kupferniederschlag zu gewinnen. Achtzig Stunden ohne Unterlaß dies Brodeln und Sprudeln, Strömen und Fließen — — —

Und es zischt silbriger Gischt in kochenden Kesseln, wasserflüssiges Blei, Matrizen zu gießen, halbe Zylinder, Stück um Stück, in einem fort. Hartgegossene Weisheit aus heißen Köpfen, politisch Gezänk, politisch Geschrei, bleischwer verbunden mit Unglück und Schmerz und den Seltsamkeiten fernweiter Welten.

In den Riesenrotationsmaschinen, an dicke Walzen gepreßt, umdreht sich die starre silbrige Weisheit wohl tausendmal und preßt ihr Bild hundertausendfach auf das endlose Band weißen Papiers.

Jedweder Menschenlaut wird von dem Gang der Ungeheuer zermalmt. Ich schreie meinem Begleiter etwas ins Ohr, aber es wird nicht einmal ein Flüstern daraus.

Hebel greifen, Zähne beißen, Messer reißen, Farbe tropft wie ölig Blut. Walzen und Bolzen, Wellen und Räder, Federn und Kolben stoßen und stampfen, stöhnen und dröhnen, wuchten und donnern gigantisches Lied.

Hymnus der Technik!

Der Boden bebt in rhythmischen Akkorden und zitternd Singen tönt in der zerrissenen Luft. Gewaltig Brausen, grausig schön, zermalmend, in die Knie zwingend und erhaben, voll Stolz und voll Triumph. Der Siegessang der wuchtenden Maschinen, die sich der Mensch erdacht, erklügelt und ersonnen. Das Loblied des Geschöpfes auf den Schöpfer.

Hoch oben, auf blitzendem Gestänge, schreiten Männer in blauen Kleidern, sicher, gelassen und ruhig, mit schier königlicher Würde. Da und dort ein leichter Griff an Hebel oder Uhr, ein sanftes Streichen mit einem Tuch, als wische er einem Fiebernden begütigend den Schweiß von der Stirne.

Ich lege die Hand auf die Schulter meines Begleiters:

„Nein, sie zermalmen mich nicht, deine Maschinen. Donnernd und berstend, erhaben und zerbrechend ist der Maschinen erzenes Lied. Doch tausendmal herrlicher ist der Mensch, der da oben steht! Er ist nicht Knecht, nicht Sklave seiner Maschine, nein, nein! Er ist ihr Herr, ist König über sie!

Sieh, das berauscht mich!

Es ist nicht wahr, was ich bisher geglaubt, daß die Maschine den Menschen zur Nummer macht, ihn um Denken und Wollen, um seine Persönlichkeit bringt. Nein, nein, des Menschen W e r k ist sie, und er freut sich seiner Schöpfung. Aus seinen Augen tönt das geweihte Lied, da seine Lippen verstummen müssen in dem Getöse."

— — — — — — — —

Wir stehen wieder im Freien, der Freund und ich. Von allen Dächern, Firsten und Zinnen rinnt flüssiges Sonnengold gleich blinkenden Bächen. In meinen Ohren summt, tönt und klingt noch der Sang der Maschinen, und die Gedanken daran machen mich stumm und versonnen.

„Nun, bist du endlich bezwungen, Traumpeter? Hat dich die Maschine gepackt und deine weiche Lyrik zerhackt?"

Und wieder lege ich schwer die Hand auf das Freundes Schulter und zeige auf einen Baum, der dort in einem Garten steht.

„Sieh dort den Baum, lieber Freund, kahl ist er noch und scheinbar tot. Bald springen seine Knospen, grüne Blätter drängen sich heraus. Dann wird er weiße Blüten tragen, ein schneeiger Schaum in Duft wird sein, und aus den Blüten werden rote Früchte reifen, voll Saft und würziger Süße — — — und all dies Sprießen, Wachsen, Blühen und Reifen aus tausend Bäumen und Sträuchern zugleich — — — geschieht, ohn' daß ein einz'ger Laut an deine Ohren dringt, ohn' daß ein Siegessang erklingt. Der Schöpfung urgewaltig, heilig Lied, lautlos aus tausend Wundern blüht."

— — — — — —

Da reichte mir der Freund die Hand und sagte im Fortgehen: „Unverbesserlich!"



Ein Trachtenfest in Marburg
bei dem die alten Volkstrachten und Volkstänze wieder zu Ehren kamen.

Warum Aglae begnadigt wurde

Von Jean Bonot.

„Ein Brief für mich?"

„Jawohl, Herr Blondel, er kommt aus Paris."

Und der Briefträger entfernte sich.

Herr Blondel war etwas ärgerlich. Wer erlaubte sich denn, ihn in dieser köstlichen Ruhestunde zu stören, wo er zwischen seiner Frau und seinem Kinde im Garten saß, behaglich seinen Mokka und alten Kognak schlürfte und dabei aus einer riesigen Pfeife, gleich einem Schlote, qualmte?

Aber er fand sein (übrigens zahn- und anmutloses) Lächeln wieder, sobald er am Schluß des Schreibens, das ihm zuerst so ungelegen gekommen war, die Unterschrift eines langjährigen Freundes erkannt hatte.

„Es ist von Fröhlich. Der wackere August und sein Ehegespons kommen morgen zu uns. Sie möchten bei uns zu Mittag essen und den Sonntag in unserer Gesellschaft verbringen. Das nenne ich wirklich eine Ueberraschung!"

Weit davon entfernt, die Freude ihres Gatten zu teilen, erhob Frau Blondel ihre beiden rundlichen Arme verzweifelt zum Himmel empor:

„Was soll ich ihnen denn vorsetzen? Jetzt fährt kein Zug mehr in die Stadt, und morgen ist alles geschlossen. Sie hätten uns wirklich auch etwas früher benachrichtigen können!"

„Bei den Fröhlichs brauchen wir nicht viel Umstände zu machen. Sie werden mit unserem Essen vorlieb nehmen!"

„Du hast leicht reden, Ernst. Aber du vergißt, daß ihrer fünf sind, daß ein jeder von ihnen für viere ist, und daß ich nichts weiter als eine kleine Hammelkeule im Hause habe!"

„Du wirst dir schon zu helfen wissen, mein Liebling. Schließlich ist das dein Gebiet."

„Na", seufzte Frau Blondel, „ich will die Sache einmal mit Viktoria besprechen. Vielleicht kann sie mir einen guten Rat geben."

„Ich sehe nur einen einzigen Ausweg", meinte Viktoria.

„Das wäre?"

„Aglae töten und sie mit Reis vorsetzen."

„Aglae töten!"

Das quietschende Sprechorgan des Familienvaters, die frischere Stimme seiner Gattin und die Fistelstimme des jungen Bob geißelten in vollster Einmütigkeit diese verbrecherische Eingebung.

Man sollte Aglae töten! Aglae, die kleine Spielgenossin, die, wenn man sie rief, wie ein Hündchen herbeilief, auf die Knie sprang und aus der Hand fraß.

Aglae töten! Mit demselben Rechte hätte man einer Katzenfreundin zumuten können, ihre Mieze zu opfern, dem herumirrenden Blinden, seinen Hund am Spieße braten zu lassen, der sentimentalen alten Jungfer, ihrem Kanarienvogel den Hals umzudrehen oder ihre Goldfische in der Pfanne zu schmoren

Aber, wenn man Viktoria heißt, tritt man nicht gleich beim ersten Scharmützel den Rückzug an. Die Köchin war hartnäckig und nahm kein Blatt vor den Mund:

„Gut," sagte sie, „behalten Sie nur das dreckige Tier, das mir selbst die Küche und den Gang schmutzig macht, alle Tage für zwei Groschen Brot wegfrißt und auf Ihren Beeten herumtrampelt."

„Sie ist so nett!" meinte Frau Blondel.

„So spaßig, uns so zugetan!" überbot sie ihr Mann, „und der kleine Bob hat sie so lieb."

„Das verhindert nicht," versetzte das Mädchen, „daß das Tier Ihnen teuer zu stehen kommt und nichts einbringt, daß es ein Luxushuhn ist und nie gelegt hat."

„Vielleicht legt sie eines Tages doch noch."

„Ja, wenn ihr die Zähne kommen werden! Was gehen mich übrigens die Fröhlichs an? Wenn sie Hungerpfoten saugen müssen, ist das schließlich nicht meine Schuld. Ich wasche die Hände in Unschuld...."

Kurz und gut: War Viktorias Sprache auch etwas gehässig, so war es doch die der Vernunft.

Die Herrin des Hauses sah fragend ihren Mann an, der ratlos mit den Achseln zuckte.

„Gut!" sagte die junge Frau, „Sie werden Aglae heute abend töten,... aber erst um sechs Uhr, wenn wir fort sind. Und vor allem, liebe Viktoria, lassen Sie das Tier nicht leiden."

Frohlockend begab sich das Mädchen wieder in die Küche. Der kleine Bob jedoch, der blaß, schweigend und schweren Herzens die Unterredung mit angehört hatte, brach in Tränen aus und fiel seiner Mutter um den Hals.

„Ich will nicht, daß mein Huhn getötet wird! Ich will nicht, ich will nicht..."

„Armer Junge", antwortete die Mama und küßte ihn. „Die Hühner sind in dieser Welt dazu da um zu legen oder gegessen zu werden."

Was ging jetzt in dem Kopf des Kindes vor? Anscheinend getröstet kehrte es ins Haus zurück, lief in sein Kämmerchen, zerschlug seine Sparbüchse, raffte sein winziges Vermögen zusammen, und ohne daß es jemand bemerkte, glitt es aus dem Garten heraus und schlug den Weg nach dem Dorf ein.

Der Junge hatte seine Idee.

Es war halb sechs. Herr und Frau Blondel wollten gerade ausgehen, als sie vom Garten her ein freudiges Geschrei vernahmen.

„Papa! Mama! Kommt her und seht! Aglae hat gelegt!"

Und in der Tat lag ein prächtiges, ganz kolossales Ei auf dem Strohbett Aglaes, des Luxushuhns.

„Ihr dürft sie nicht töten!" sagte das Kind. „Ihr dürft sie nicht töten, denn jetzt verdient sie sich ihren Unterhalt."

Einstimmig wurde es also beschlossen. Und das Richterkollegium widerrief die Begnadigung auch nicht, als es dann später Aglaes Ei genauer geprüft und auf der schneeweißen Schale folgende drei Worte aufgedruckt gefunden hatte:

„Garantiert frisches Trinkei!"

(Uebertragung von Dr. E. L.)

Schriftsteller-Anekdoten

Tolstoi als Vegetarier.

Tolstoi war ein sehr strenger Vegetarier. Eines Tages nun besuchte eine ältere Dame, die der Fleischkost sehr ergeben war, ihn in Jasnaja Poljana, und als sie sich zu Tisch setzen wollte, fand sie an ihrem Stuhl ein lebendes Huhn gebunden.

„Dieses Huhn gehört dir", meinte Tolstoi, „nur mußt du es dir selbst töten, denn keiner von uns hat dazu den rechten Mut!"

Darauf ging diese Dame nicht ein und so nahm sie mit dem Gemüse vorlieb.

*

Die beiden Ibsen.

Ibsen lebte lange in München. Dort besuchte er täglich das „Maximilian-Cafee", wo er von zwei bis drei Uhr an einem stets für ihn reservierten Tisch saß, Kaffee trank und dabei die skandivanischen Zeitungen las. Um diese Stunde war dieses Kaffeehaus dicht besetzt. Aber an einem schönen Sommertage vertauschte Ibsen sein geliebtes München mit einem Alpenkurort, und so nahm die Zahl der Kaffeehausbesucher stark ab.

In solcher Not verfiel der Besitzer auf die sonderliche Idee: an Ibsens statt einen beschäftigungslosen Schauspieler zu engagieren, der in der Tracht und im Aussehen des Vaters der Nora, täglich von zwei bis drei Uhr an Ibsens Tisch Kaffee trinken und skandinavische Zeitungen lesen mußte.

Doch kehrte Ibsen ganz unerwartet früher nach München zurück und sein erster Weg war ins Maximilian-Cafee. Aber wie mußte er gestaunt haben, an seinem Tisch sein zweites Ich sitzen zu sehen.

*

Das Osterei.

Chesterton hat einen kleinen achtjährigen Neffen, den er bei jedem Feste beschenkt. Zu Ostern sandte er ihm ein großes Ei mit Bonbons gefüllt. Am nächsten Tag kam der Knabe zu ihm, um sich dafür zu bedanken. Doch schien dieser Dank nicht so herzlich zu sein, weshalb ihn Chesterton fragte: „Du scheinst wohl mit dem Ei nicht recht zufrieden zu sein, my, boy?"

„Onkelchen," gestand das Kind, „nur schade, daß man solche Eier nicht dutzendweise kaufen kann!"

*

H. G. Wells als deutscher Spion.

In der reizenden Umgebung von Grasse an der französischen Riviera steht im ewigen Grün versteckt die schneeweiße Villa St. Jean, die der in Frankreich überaus bekannte Romanschriftsteller H. G. Wells neulich bezogen hat. Dieser erhält nun täglich mehr als hundert Briefe, und seine lieben Nachbarn sind über eine solch unheimliche Korrespondenz äußerst mißtrauisch geworden. Sie witterten in ihm einen verkappten Deutschen, und so zeigten sie ihn dem Polizeikommissar an. Alsbald eröffnete dieser eine Untersuchung gegen den geheimnisvollen Gast der Villa St. Jean.

Jedoch die Pariser Presse fing diese „Ente" auf und veröffentlichte sie, erst dadurch erhielt der Polizeikommissar in Grasse von seiner vorgesetzten Behörde einen starken Rüffel.

Mithin scheint der frankophile Wells bei den Südfranzosen noch ein Unbekannter zu sein.

Eichenau. Achtung Parteigenossen. Am Sonntag, nachmittags 3 Uhr, findet die Beerdigung des tödlich verunglückten Parteigenossen Josef Rzytka aus Bogutschütz vom Krankenhaus Kattowitz aus statt. Wir bitten die Parteigenossen, recht zahlreich an der Beerdigung teilzunehmen. Die Eichenauer Genossen sammeln sich um 2 Uhr am Bahnhof.

Königshütte und Umgebung

Wochenmarkt.

Heute war wieder Wochenmarkt.

Jener Volkswochenmarkt kleinstädtischen Kalibers mit dicken, sehr lauten Marktfrauen, mit primitiven Ständen aus brüchigem Bretterholz und viel anderem mehr.

Es ist nicht angenehm, sich durch die Wege zwischen den Verkaufsständen in der Markthalle hindurchzuwinden, zumal, wenn diese Wege von Frauen stark passiert werden, die mit ihren Groschen voller Sorge und Vorsicht an den Einkauf gehen. Die Preise steigen immer höher und der Verdienst ist kärglich.

Aber es gibt noch Leute, die auch nichts einkaufen, denen jedoch seltsamer Weise dieses enge, feilschende Gewirr Vergnügen bereitet.

Ein Sonderling? Vielleicht.

Jeden Morgen gehe ich an diesem Platz vorbei und zweimal wöchentlich ist Markt.

Und immer sehe ich an diesen Tagen einen Mann. Sehr abgerissen, verhungert, ein durch Qual stündlicher Sorge verzehrtes Gesicht.

Und dabei ein verzweifelter Versuch zur Sauberkeit trotzdem. Es ist ein Sterbender, der den heißen Willen zum Leben hat. Er geht langsam mit schleifenden Schritten an den Ständen vorbei, windet sich mit emsiger Geduld durch das drängende, stoßende Etwas der Masse Mensch.

Und sein Blick haftet mit seltsamen, suchenden, fast genießendem Blick an den Auslagen. Den Fleischstücken, die an den Haken hängen, den geschichteten Käserollen, dem Obst . . . Es ist kein Bettler.

Aber ich glaube, daß er hungert. . .

Lohnzahlung. Am Montag, den 15. Juli, wird auf den Gruben und Hütten an die Belegschaften der für den Monat Juni fällige Restlohn zur Auszahlung gebracht. Die Lohnungen werden diesmal sehr mager aussehen.

Städtische Müllabfuhr. Nachdem die Müll- und Ascheabfuhr durch die Stadt mit beiden Müllautos in vollem Umfange aufgenommen wurde, so teilt das Polizeiamt ergänzend mit, daß auch Federn in die Müllkästen nicht geschüttet werden dürfen. Ferner sind die Behälter im Hofe in nächster Nähe der Hauseinfahrt zu stellen, damit bei der Abtragung Zeit gespart und die Arbeitskräfte nicht unnötig ermüdet werden. Gleichzeitig sollen die Haustore und Türen nach Möglichkeit schon um 6 Uhr offen gehalten werden, damit das Personal nicht unverrichteter Sache abziehen muß.

Mehr Vorsicht wäre sehr am Platze. Seit dem in letzter Zeit die Sprengung der Balkonblumen wieder eingesetzt hat, werden sehr viele Klagen laut, daß manche Balkonbesitzer bei der Sprengung nicht genügend Vorsicht walten lassen und den auf den Bürgersteigen verkehrenden Passanten an ihren Kleidern großen Schaden anrichten. So erging es auf der ulica Wolnosci einem Herrn, wo man ihm gleich einen ganzen Eimer auf den Buckel geschüttet hatte, anstatt die Blumen zu begießen. Scheinbar hatte sich der Balkonbesitzer irgend auf ein Dorf versetzt gefühlt, weil er gleich mit dem Eimer loszog.

Vom Fuhrwerk überfahren. Das Kind Adam Klozel aus Königshütte wurde von einem Fuhrwerk überfahren und trug einen Bruch der rechten Hand und des rechten Fußes davon. Es wurde der „Spolka Bracka" in Königshütte zugeführt. Die Schuld an dem Unglück trägt in diesem Falle der Fuhrmann Alfons Bochenek aus Bismarkhütte.

Die Milch im Rinnstein. Gestern früh stieß ein Gespann der Skarboserme mit Milchkannen beladen am Hotel „Graf Reden", als es von der ulica Konopnickiej in die ulica Katowicka einfahren wollte, mit einer von Richtung Kattowitz kommenden Straßenbahn zusammen, wobei die Milchgefäße vom Wagen heruntergeschleudert wurden und die Milch sich in den Rinnstein ergoß. Während dem Kutscher und dem Fuhrwerk nichts passierte, wurde ein Mädchen vom Wagen geschleudert und an der Stirn verletzt. Ein hinzugekommener Polizeibeamter nahm den Tatbestand auf.

Siemianowitz

Deutsche Volksbücherei. Die deutsche Volksbücherei bleibt von Montag, den 15. Juli 1929 bis Donnerstag, den 1. August 1929 geschlossen.

Schwientochlowitz u. Umgebung

Der rote Hahn. Aus bisher unbekannten Gründen entstand in dem Anwesen des Ignac Sitko in Piechaczkow, Feuer, das eine größere Menge Vorräte vernichtete und somit einen Schaden von 3000 Zloty anrichtete.

Das Brandunglück in Gillingham

Bisher 12 Tote

London. Die Brandkatastrophe in Gillingham in der Grafschaft Kent, wo am Donnerstag spät abends das von Feuerwehrleuten und Seekadetten errichtete provisorische Holzhaus gelegentlich eines Festes in Feuer geraten war, hat bis Freitag mittag 12 Todesopfer gefordert. Nur 4 von ihnen konnten bisher identifiziert werden. Acht weitere Leichen sind so verkohlt, daß ihre Identifizienrung fast unmöglich war. Bei den vier identifizierten Leichen, von denen 2 im Krankenhaus gestorben sind, handelt es sich um drei Jungen im Alter von 12, 13 und 14 Jahren und um einen Mann von 40 Jahren. Im Krankenhaus von Gillingham liegen drei Feuerwehrleute und im Marinelazarett Chatham ein Unteroffizier mit sehr schweren Brandwunden darnieder. In allen vier Fällen besteht ernste Gefahr, die Verletzten nicht am Leben erhalten zu können. Die ums Leben gekommenen Seekadetten sind alle unter 16 Jahre alt. Am Donnerstag hatten sie am Manöver der Marineartillerie teilgenommen. Das Ergebnis der Untersuchung des Brandes steht noch nicht fest. Die Aufräumungsarbeiten sind im wesentlichen abgeschlossen, da das aufgestellte provisorische Holzhaus durch den Brand völlig zerstört und nur noch glühende Trümmer übrig geblieben waren.

Die Zahl der Opfer bei dem Brandunglück in Gillingham steht nunmehr endgültig mit 12 fest. Tausende der Zuschauer haben den Schauplatz der Katastrophe verlassen, ohne sich bewußt zu sein, was vorgegangen war, da einer der Programmpunkte des Feuerwehrfestes lautete: „Veranstaltung eines wahrheitsgetreuen Schauspiels, eines Hausbrandes mit aufregender Rettung der Bewohner." Aus diesem Grunde glaubten die meisten der Zuschauer, daß sich ihren Augen wirklich nur ein „wahrheitsgetreues Schauspiel" bot. Nur so ist der tragische Vorfall zu erklären, daß in dem gleichen Augenblick, als zwei als Braut und Bräutigam verkleidete Feuerwehrmänner auf dem Dach des Hauses erschienen und wenige Minuten später von Rauch-Flammen umgeben waren, die Zuschauer laut lachten, weil sie eben glaubten, daß das mit zur Vorführung gehöre. Selbst dem die Scheinwerfer bedienenden Arbeiter kam nicht zum Bewußtsein, daß es mittlerweile ernst geworden war. Die Zeichen der in Gefahr befindlichen Personen blieben unbeachtet, da sie für gute Schauspielkunst gehalten wurden. Als die Feuerwehr endlich anrückte, war es schon zu spät.



Zur Brandkatastrophe in Gillingham

Konzert im Rudaer Hüttenpark. Auf Einladung der Sanitätskolonne Ruda konzertiert das 1. Kattowitzer Konzertorchester am Sonntag ab 3 Uhr im Hüttenpark.

Die Wirkung des Alkohols. Nach einem Zechgelage, bei dem dem „König Alkohol" alle Ehre erwiesen wurde, kam es unter den Zechbrüdern Anton Swierczyna, Jan Krawczyk und Josef Patus zu einem Streit, aus dem bald eine wüste Keilerei wurde und dessen schwerste Folgen Swierczyna auf sich nehmen mußte. Ihm brachte man nämlich 6 Wunden mit einem scharfen Gegenstand bei, während die andern nur leichte davontrugen. Zum Schluß wurden die Raufhelden einem Krankenhaus zugeführt.

Tarnowitz und Umgebung

Helft den Pfaffen.

Nirgends haben es die schwarzen Herren so schwer als bei uns in Oberschlesien. Von der Arbeit werden die allerärmsten fast erdrückt, so daß sie mit schlotternden Knien, ärger noch als die Bergarbeiter, dahingehen. Der große Bauch und die Backen sind ihnen eingefallen und alles das von der vielen Arbeit. Das weiß der Kanonikus Lewak zu erzählen, und da die geistlichen Herren bekanntlich nur die reine Wahrheit sprechen, so muß das schon so sein, was er zu erzählen weiß. Er sagt uns, daß bei uns immer auf 5000 Seelen nur ein schwarzer Herr entfalle und daß dadurch manche gute Seele anstatt in den Himmel in die Hölle sich verirrt. Die Seele verirrt sich genau so wie der Hammel und so wie der Hammel einen Hirten und womöglich noch einen Hirtenhund braucht, so braucht die Seele auch einen Hirten. 5000 Hammel auf einen Hirten, das ist doch etwas zu viel des Guten und er läuft Gefahr, die Hälfte von der Herde zu verlieren. Da müssen gleich neue Hirten angestellt werden und das will auch der Kanonikus Lewak. Damit aber der Hirt klüger bleibt als die Herde, so muß er entsprechend herangebildet werden. Gerade in Tarnowitz befindet sich ein bischöfliches Konvikt für die Jungen, die ein Gymnasium besuchen und die Absicht haben, in ein geistliches Seminar einzutreten. Diese bischöflichen Konvikte haben wir eben viel zu wenig und sie sind auch gar nicht ausgebaut. Es müßte eine Kirche und schon zumindestens eine Kapelle dabei sein, damit die Burschen ordentlich beten könnten und das kostet Geld. Hier liegt eben der Hund begraben und Herr Kanonikus Lewak will von uns Geld haben, um das alles für die Jungen bauen zu können. In seinem Aufruf „Helft uns" sagt er, daß alle helfen sollen, die Reichen und die weniger Reichen, d. h. die Bergarbeiter, die Hüttenarbeiter und die Landarbeiter, die Schlesier und auch nicht die Schlesier. Ja, der Klerus verachtet das Geld selbst von einem Bettler nicht, da Geld einmal Geld ist, selbst wenn es von Schweiß trieft.

Republik Polen

Ein gewissenloser Sohn.

Den blinden Vater will er in eine Irrenanstalt sperren lassen.

Seit einer längeren Zeit wohnte in Siedlce der begüterte Fabrikant Samuel Zychlinski. Seine Frau war vor 12 Jahren gestorben und er mit drei Kindern, zwei Söhnen und einer Tochter allein zurückgeblieben. Es verging eine längere Zeit, während der sich viel veränderte. Zychlinski war alt und zu jeder Beschäftigung unfähig geworden, der 23 Jahre alte Sohn Markus studierte, die Tochter war verheiratet und lebte in Lodz, während der zweite Sohn beim Vater wohnte. Vor zwei Jahren machte Zychlinski Bankrott und verblieb ohne Mittel zum Leben. Eines Tages erhielt er aber die Nachricht, daß er von einem in London verstorbenen Kusin 8000 Pfund Sterling geerbt habe. So sonderbar es klingt, vom Augenblick der Auszahlung dieser Erbschaft begannen erst die Qualen des alten Zychlinski. Sein Sohn Josef vergeudete das Geld und betrank sich ständig. Zu allem Unglück erblindete Zychlinski in diesem Jahre vollkommen. Von diesem Tage an hatte Zychlinski sehr viel zu leiden, da sein Sohn Josef alle Anstalten dazu traf, das Vermögen des Vaters in die Hand zu bekommen. Zu diesem Zweck suchte er einen Arzt auf, der ihm ein Zeugnis darüber ausstellte, daß der Vater geisteskrank sei. Er zeigte dieses Zeugnis der Familie und erhielt die Erlaubnis, den Vater in der Irrenheilanstalt Kochanowka unterzubringen. Vor der Abreise teilte er aber dem Vater mit, daß sie zu einem Augenarzt fahren. Die in Siedlce wohnende Familie teilte der Tochter in Lodz telephonisch mit, daß der Vater in Begleitung des Bruders Lodz passieren werde. Die Tochter spürte einen Schurkenstreich des Bruders und begab sich in Begleitung ihres Mannes und mehrerer Verwandter auf den Bahnhof. Während des Gesprächs mit dem Vater kam sie zu der Ueberzeugung, daß er vollkommen gesund ist und daß ihr Bruder den Vater in eine Irrenanstalt bringen wollte, um ihn loszuwerden. Es entwickelte sich ein heftiger Wortwechsel zwischen den Geschwistern, während dessen sich eine große Menschenmenge ansammelte, die dem entarteten Sohne gegenüber eine drohende Haltung einnahm, als sie erfuhr, worum es sich handele. Josef Zychlinski zog es deshalb vor, das Weite zu suchen. Zychlinski wurde nach der Wohnung der Tochter gebracht, wo er unter deren Obhut verbleiben wird.

Deutsch-Oberschlesien

Gleiwitz. (Vorsicht vor einem Kautionsschwindler.) In der „Coseler Zeitung" Nr. 141 vom 20. 6. 1929 werden folgende Notizen veröffentlicht: 1. Rechtschaffene Leute erhalten Darlehen, Betriebsgelder und Hypotheken bei entsprechender Sicherheit. Näh. schriftl. Off. unter Nr. 107 a. d. Filiale Kandrzin. 2. Gut bezahlte Dauerexistenz findet Dame oder Herr bei Uebernahme eines Vertrauenspostens (Inkassozweigstelle). Kleinere Barkaution wird verlangt. Schrft. Ang. unter Nr. 106 a. d. Filiale in Kandrzin. — Es handelt sich hier um einen Betrüger, der es nur auf die Barkaution abgesehen hat und bereits eine Anzahl Personen schädigte. Er legitimierte sich als Generaldirektor Rein der Interessengemeinschaft „Eigene Scholle". Nach den Feststellungen ist Rein jedoch von dieser Interessengemeinschaft wegen Kautionsschwindeleien entlassen. Im Falle der Ergreifung ist er der Polizei zu übergeben.

Geschäftliches

Auch ein „Revolutionär"

Von E. Möbus.

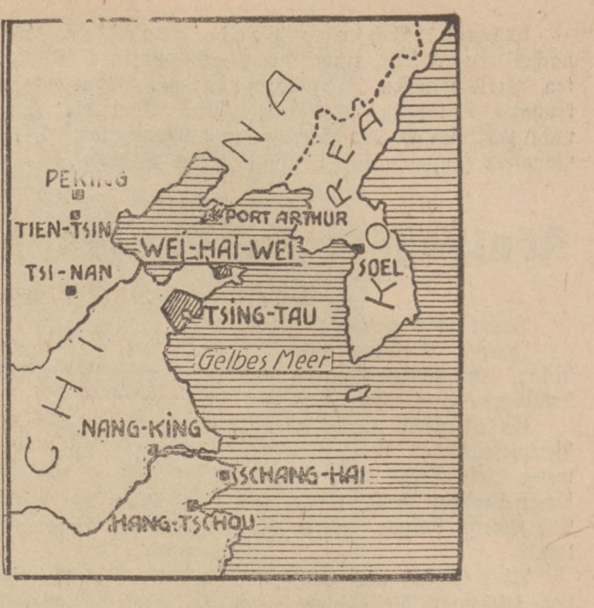
Es war an einem herrlichen Sommersonntag. Kein Wölkchen stand am Himmel; wundervoll klar und mild war die Luft. In dem eleganten großen Ausflugsautobus, der etwa 20 Ausflügler von der Stadt hinaus ins Freie befördern sollte, herrschte frohe, erwartungsvolle Stimmung. Es waren meist Fremde, die sich zusammengefunden hatten, Angehörige des vermögenden Mittelstandes, die auf ihrer Ferienreise einige Tage in der schön gelegenen süddeutschen Stadt verbringen und heute auch die Umgebung kennen lernen wollten. Nach einem berühmten Badeort sollte die Fahrt gehen. Karten und Prospekte zeigten wundervolle Wälder, romantische Täler und Wasserfälle, im Omnibus selbst saß man bequem und gemütlich, wie auf einem weichen Sofa, und so herrschte bei den Mitfahrenden eine behagliche, fröhliche Stimmung.

Doch mit des Geschickes Mächten . . . Kann ein eben noch in tiefster idyllischer Ruhe liegender See plötzlich wild aufgewühlt werden und den Anblick eines wütenden, schäumenden Meeres bieten? Kann ein harmlos und freundlich seinen Mitreisenden zulächelnder Mensch sich unerwartet in ein wütendes Ungeheuer verwandeln, das alles zu vernichten droht, was sich ihm in den Weg stellt? Ja, das ist auf unserer wunderlichen Erde leider möglich, und selbst in der besten Gesellschaft, innerhalb eines eleganten, kostspieligen Reiseautos soll — doch zur Sache: In den öffentlichen Verkehrsmitteln darf bekanntlich nicht geraucht werden, außer in besonderen Rauchercoupees. In den Reiseautos dagegen ist im allgemeinen das Rauchen gestattet, falls alle Mitreisenden sich damit einverstanden erklären und die Fenster geöffnet werden können. Auf dieser harmonisch und schön beginnenden Fahrt nun erhob sich ein Mitfahrender und bat höflich und bescheiden, ob es vielleicht möglich wäre, das Rauchen in dem geschlossenen Wagen während der einen Stunde — so lange sollte die Fahrt nach dem Badeorte dauern — zu unterlassen. Er habe eine schwere Augenerkrankung durchgemacht, deren Spuren auch noch deutlich sichtbar waren, und er sei außerordentlich dankbar, wenn das Rauchen deshalb unterlassen oder doch wenigstens etwas eingeschränkt werden könne. Niemand widersprach. Die beiden jungen Mädchen, die eben gegenseitig ihre Zigaretten in Brand gesteckt hatten, löschten sie mit mitleidigem Blick auf den Bittenden wieder aus. Die anderen Mitfahrenden nickten beifällig, und alles erschien im schönsten Einvernehmen wie bisher:

Doch da brach plötzlich aus heiterem, wolkenlosen Himmel ein Unwetter herein, das sich niemand hatte träumen lassen. Ein dicker, vergnüglich in die Welt schauender, älterer Herr, der bis jetzt als das Sinnbild der Verträglichkeit und der Menschenliebe hätte gelten können, verwandelte sich in einen Blitz und Donnerkeil mit sich führenden Gewittergott. „Das wäre ja noch schöner," klang seine Stimme in dröhnendem Baß durch den Wagen, „hier drin nicht mal rauchen? Den will ich sehen, der mir sowas verbietet. Augenkrankheit — so'n Quatsch! Wer krank ist, soll sich ins Bett legen. Während der ganzen Fahrt werde ich rauchen, immer eine Zigarre nach der andern!" Sprach's mit Donnerstimme und paffte mächtige Rauchwolken in die Richtung, wo der bittende Herr saß. Der Führer legte sich ins Mittel, versuchte zu begütigen. Ein Mitfahrer will die Sache ins Humorvolle abbiegen und stimmt das Lied an: „Wir wollen tun, als ob wir Freunde wären". Die Ehefrau des zürnenden Gewittergottes, die anscheinend ihren Herrn und Gebieter nicht das erste Mal in dieser Verfassung sieht, versucht erst mit sanftem Streicheln, dann dann aber mit wütenden Blicken, den unaufhörlich vor sich hin Schimpfenden und dazwischen dicke Rauchwolken um sich Verbreitenden zur Ruhe zu bringen. Alles ohne Erfolg.

Jedoch, auch der wildeste Sturm geht einmal zu Ende, das furchtbarste Unwetter muß sich allmählich beruhigen. Eine Viertelstunde mochte verflossen sein, während der niemand mehr im Wagen sprach, niemand ein Auge für die herrliche Landschaft draußen zu haben schien. Da verwandelte sich der zürnende Wettergott plötzlich wieder in einen friedlichen Herrn, dessen dicke Zigarre immer schwächer und schwächer glomm, dessen Miene immer friedlicher und behaglicher wurde. Mit einem etwas unsicheren Blick auf den still vor sich niedersehenden Mitfahrenden, dem er doch noch vor kurzem alles Böse gewünscht hatte, öffnete er ein Fenster und warf den Zigarrenstummel hinaus, ohne eine neue Zigarre anzuzünden. Auch die Stimmung der Mitfahrenden schien sich langsam wieder aufzuhellen. Man sprach und scherzte, und der kleine Zwischenfall schien fast vergessen zu sein.

Nur ein Herr im Hintergrunde des Wagens beugte sich zu seinem Nachbarn und meinte gedankenvoll: „Wie ist es nur möglich, daß dieser so liebenswürdig in die Welt schauende Mensch plötzlich so grob und rücksichtslos werden kann? Ob er krank ist oder an besonderen Erregungszuständen leiden mag?" Der Angeredete, ein einfach gekleideter alter Herr, der bis dahin schweigend den Vorgängen zugesehen hatte, lächelte. „Ich bezweifle, daß er krank ist," erwiderte er. „Der Grund seines Benehmens dürfte wohl wo anders liegen. Nehmen Sie dem sogenannten „harmlosen Bürger", dem so verträglich in die Welt schauenden Spießer eine seiner kleinen Leidenschaften, seiner Angewohnheiten, seiner Bequemlichkeiten — und er wird wütender als der wildeste Revolutionär. Er vergißt alles, was Erziehung, Kultur und Religion an Schminke über ihn gestrichen haben." Der Fragesteller, der ihn erst überrascht angeblickt hatte, nickte nachdenklich. „Sie mögen recht haben," erwiderte er. „Aber — steckt nicht in jedem von uns etwas von diesem Menschlichen, Allzumenschlichen?" — „Das ist ebenfalls richtig," antwortete der alte Herr ruhig. „Aus diesem Grunde habe ich auch diesen Zwischenfall still mit angehört, ohne einen Vorwurf zu erheben. Denn der Weg zu einer wirklichen Menschheitskultur beginnt nicht bei unsern Nebenmenschen, sondern bei uns selbst . . ."



England gibt Wei-hai-wei zurück

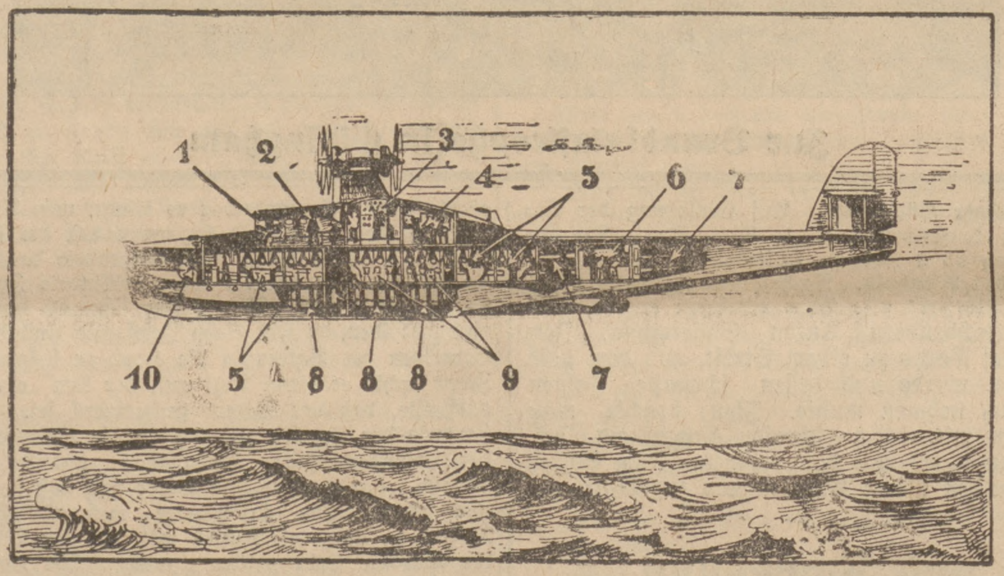
Die englisch-chinesischen Verhandlungen über die Rückgabe des englischen Flottenstützpunktes Wei-hai-wei, den China seit 1898 an England pachtweise überlassen hatte, sind nunmehr zum Abschluß gekommen. (Zum Vergleich ist auch das frühere deutsche Schutzgebiet Tsingtau eingezeichnet, das zur gleichen Zeit von Deutschland erworben wurde.)

Lineal und Liebe

Das alte Tiergartentheater in Stockholm, ein kleiner Holzbau, der von der Ausstellung 1867 übrig geblieben und den Stockholmern durch manche liebe Tradition ans Herz gewachsen ist, brannte an einem schönen Junimorgen plötzlich ohne jeden ersichtlichen Anlaß lichterloh. Nach zwei Stunden war trotz heftigen Protestes der Feuerwehr und des Theaterdirektors nichts übrig, als ein verkohltes Gerippe. Gerettet wurde nur zweierlei: ein kleiner Gegenstand, ein sehr kleiner und geringfügiger, und ein Wort, ein großes allerdings, ein sehr großes und erhabenes. Der Gegenstand ist ein Lineal und das Wort heißt Liebe. Das Lineal wurde vom Theaterdirektor, das Wort durch den Zufall vor der Vernichtung durch die Flamme bewahrt. Die eigentliche Absicht des Theaterdirektors, als er sich in das brennende Haus stürzte, war, seine Kasse aus dem Kontor herauszuholen. Aber er fand sie nicht; vielleicht war sie zu winzig. Als er halberstickt heraustaumelte, hielt er nur sein Lineal in der Hand.

Das Stück, das man zuletzt gab, hatte den Titel „Sogenannte Liebe" und war, wie man leicht begreift, ein Lustspiel. Mit Riesenbuchstaben stand der Titel auf einem Segeltuchplakat über dem Theater. Die „sogenannte" wurde vom Feuer verzehrt (und das geschah ihr recht), während die „Liebe" allein, die wahre und echte, die Liebe sans phrase, die unvergängliche und unverbrennliche, geblieben ist.

Oder deutlicher und weniger symbolisch: Alles ist verbrannt, der ganze Theaterzauber, nur der Fetzen Segeltuch, auf dem das Wort „Liebe" zu lesen steht, prangt unversehrt über dem Trümmerhaufen. Ein Spiel des Zufalls, aber ein sinnvolles.



Wie „Do X" im Innern aussieht

Ein Querschnitt durch das Riesenflugschiff der Dornierwerke, das in den nächsten Tagen auf der Werft in Rorschach (am Bodensee) vom Stapel laufen wird: 1. Führerstand, 2. Navigationsraum, 3. Maschinenraum und Aufgang zu den Motoren, 4. Funkkabine und Postdienstraum, 5. Passagierkabinen, 6. Küche, 7. Schlafkabinen, 8. Benzin- und Oeltanks, 9. Speise- und Aufenthaltsräume, 10. Gepäckraum.

Der Hexer

The Ringer

von Edgar Wallace, übersetzt von Max C. Schirmer.

11)

„Ich denke es. Es ist sehr nett, für jemand zu arbeiten den man schon lange kennt — und Johnny wird immer in der Nähe sein. Er sagte mir, ich würde ihn öfters sehen."

Seine schweren Augenlider senkten sich einen kurzen Augenblick.

„Oh!" meinte Maurice Meister und sah an ihr vorbei. „Er sagte, daß Sie ihn öfters sehen würden? Doch nicht etwa während der Bureaustunden?"

Sie fühlte den Sarkasmus in seinem Tone nicht.

„Ich weiß nicht, wie Ihre Bureaustunden sind, aber ist es denn nicht nett, daß ich Johnny da habe?" fragte sie. „Es macht nichts aus, daß ich für Sie arbeite, weil Sie freundlich sind und mich schon lange kennen, aber es wäre schrecklich, wenn ich für einen Fremden arbeiten müßte und keinen Bruder hätte, der mich an der Treppe erwarten könnte, um mich nach Hause zu bringen."

Er wandte seine Augen nicht von ihr. Sie war noch schöner, als er es sich vorgestellt hatte. Sie war der zierliche Typus, den er so gern hatte, dunkler als Gwenda Milton, aber feiner. Aus ihren Augen schaute eine Seele und ein Geist, eine verborgene Leidenschaft, die noch nicht erweckt war, ein glimmendes Feuer, das noch angefacht werden mußte. Er bemerkte, wie sie unter seinem Blicke verlegen wurde, und sobald er das gesehen hatte, bemühte er sich, den Nebel des Argwohns zu zerstreuen, der sich sonst in eine Wolke verwandeln konnte.

„Ich will Ihnen lieber das Haus zeigen", fuhr er munter fort und führte sie durch das altertümliche Gebäude.

Vor einer Tür im obersten Stock zögerte er, doch zog er nach einiger Ueberwindung einen Schlüssel hervor und öffnete sie. —

Mary sah an ihm vorbei und erblickte ein Zimmer, wie sie es in diesem alten, schäbigen Hause nicht erwartet hätte. Trotz des Staubes, der überall herumlag, war es ein wunderschöner Raum, mit einem Luxus ausgestattet, der sie in Erstaunen setzte. Es schien Wohn- und Schlafzimmer in einem Raume zu sein. Ein dicker Teppich bedeckte den Fußboden, und die wenigen Bilder an den Wänden waren mit großer Sorgfalt ausgewählt. Die Möbel zeigten alten französischen Stil, und sowohl die silbernen Leuchter an den Wänden als auch jeder Gegenstand verriet einen verschwenderischen Aufwand.

„Ist das ein hübsches Zimmer!" rief sie aus, als sie ihr Erstaunen überwunden hatte.

„Ja... sehr hübsch."

Er starrte düster in das Nest, das einst Gwenda Milton gekannt hatte, bevor sie ihr tragisches Ende fand.

„Das ist doch besser als Malpas-Mansions, was?"

Seine gerunzelte Stirne hatte sich geglättet. „Es muß nur etwas gereinigt und Staub gewischt werden, und schon ist ein Zimmer für eine Prinzessin vorhanden — ich werde das Zimmer überhaupt vollständig Ihnen zur Verfügung stellen, meine Liebe."

„Zu meiner Verfügung?" fragte sie, während sie ihn anstarrte. „Das ist unmöglich, Maurice, ich lebe mit Johnny zusammen, könnte also nicht hier wohnen!"

Er zuckte die Achseln.

„Johnny? Ja. Aber eines Abends könnte es spät werden — oder Johnny könnte fort sein. Ich wage nicht daran zu denken, daß Sie dann allein in jener elenden Wohnung hausten."

Er verschloß die Tür wieder und folgte ihr hinunter.

„Das ist eine Angelegenheit, die Sie allein entscheiden müssen", meinte er leichthin. „Das Zimmer ist da, wenn Sie es jemals brauchen sollten."

Sie antwortete nicht, denn sie vertiefte sich in ihre Gedanken. Das Zimmer war schon bewohnt gewesen, das stand fest. Eine Frau hatte darin gelebt — denn es war kein für einen Herrn passendes Zimmer, Mary fühlte sich etwas unbehaglich, denn über Maurice Meister und sein Privatleben wußte sie nichts. Sie erinnerte sich undeutlich, daß Johnny eine gewisse Episode aus Meisters Leben angedeutet hatte, aber sie war nicht neugierig gewesen.

Gwenda Miton!

Erschrocken erinnerte sie sich jetzt des Namens. Gwenda Milton, die Schwester eines Verbrechers! Sie fuhr zusammen, als ihre Gedanken wieder zu dem prächtigen kleinen Zimmer wanderten, das von dem Geiste einer toten Liebe bewohnt wurde. Sie saß vor der Schreibmaschine, und ihr war es, als wenn ein blasses, von Todesangst verzerrtes Gesicht sie anstarrte. Sie blickte sich erschauernd um, doch das Zimmer war leer, und von irgendwoher hörte sie eine Männerstimme, die ein bekanntes Lied vor sich hinsummte.

Maurice Meister glaubte nicht an Gespenster.

8.

Am Nachmittag des Tages, an dem Mary Lenley Meisters Haus zum ersten Male betreten hatte, landete die „Olympic" im Dock von Southampton. Die beiden Männer von Scotland Yard, die das Schiff von Cherbourg begleitet und jeden Passagier einer genauen Beobachtung unterworfen hatten, verließen es zuerst und stellten sich am Ende der Landungsbrücke auf. Sie mußten lange warten, bis die Prüfung der Pässe in Gang kam, doch bald begannen die Passagiere einzeln auf den Kai hinabzusteigen.

Plötzlich erblickte einer der Detektive ein Gesicht, das er auf dem Schiffe nicht gesehen hatte. Ein Mann mittlerer Größe, ziemlich schlang und mit einem kleinen Spitz- und schwarzem Schnurrbarte erschien am Schiffsgeländer und kam langsam herab.

Die beiden Detektive schauten sich gegenseitig an, und nachdem der Passagier den Kai erreicht hatte, trat der eine von ihnen an ihn heran.

„Verzeihen Sie, bitte," sagte er, „ich habe Sie nicht auf dem Schiffe gesehen."

Der Mann mit dem Barte betrachtete ihn einen Augenblick lang kaltblütig.

„Machen Sie mich für Ihre Blindheit verantwortlich?" fragte er.

Die beiden suchten einen Bankräuber, der von Neuyork herüberkommen sollte, und wollten daher keine Möglichkeit unversucht lassen.

„Kann ich, bitte, Ihren Paß sehen?"

Der bärtige Passagier zögerte erst, dann griff er mit der Hand in die innere Rocktasche, nahm aber nicht eine Brieftasche, sondern ein Lederfutteral heraus, aus dem er eine Karte hervorzog. Der Detektiv nahm sie in die Hand und las:

Hauptinspektor Bliß,
Kriminalabteilung Scotland Yard,
attachiert bei der Gesandtschaft in Washington.

„Ich bitte um Verzeihung."

Der Detektiv gab die Karte zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Freigewerkschaftliche Rundschau

Faschistische Gewerkschaftspolitik

Unternehmer und Arbeiter in Italien

In Italien ist bekanntlich der Klassenkampf abgeschafft und die Klassenversöhnung und Klassenharmonie gesetzlich eingeführt. Arbeiter und Unternehmer stehen einander nicht mehr in streng geschiedenen Organisationen gegenüber, es heißt nicht mehr: „Hie Gewerkschaften, hie Unternehmerverbände!", denn — nicht wahr? — beide haben ja doch die gleichen Interessen, wie man uns immer versichert, und darum sind im faschistischen Staat Unternehmer und Arbeiter hübsch in eine Korporation zusammengefaßt, darin die einträchtigste Klassenharmonie herrscht. Wie sie in Wirklichkeit aussieht, geht aus einem Bericht hervor, den die streng bürgerlichen und konservativen Londoner „Times" vom 3. Juli über den ersten Kongreß der Syndikate der Industriearbeiter der Lombardei, der in Mailand abgehalten wurde, veröffentlichen. „Der Kongreß", schreibt das Blatt, „erwies sich als höchst interessant. Freimütige Reden wurden von sämtlichen Mitgliedern des Kongresses gehalten, unter ihnen auch von Signor Bottai, dem jungen und fähigen Unterstaatssekretär, für das Korporationswesen. Es wurde kein Versuch gemacht, Tatsachen zu verhüllen, und die auf dem Kongreß gegebene Darstellung von den tatsächlichen Verhältnissen ist für alle ausländischen Erforscher wirtschaftlicher und gesellschaftlicher Probleme, die die Entwicklung des faschistischen korporativen Experiments mit Aufmerksamkeit verfolgen, außerordentlich lehrreich. Das Experiment ist, wie es den Anschein hat, noch weit entfernt davon, zufriedenstellend zu funktionieren. Die Verhältnisse, die in der Lombardei herrschen, sind die gleichen wie im übrigen Italien. Weder die Arbeiter noch die Unternehmer sind noch richtig vom korporativen Geiste durchdrungen. Insbesondere die Unternehmer tun alles, was in ihren Kräften steht, um die Anwendung des Gesetzes zu verhindern, so daß „die Unzufriedenheit der Arbeiter", wie einer der Redner, Signor Begnotti, sagte, „vollkommen berechtigt ist". Die Fälle von Nichterfüllung und Verletzung der Arbeitsvereinbarungen durch die Unternehmer waren so zahlreich, daß der Kongreß beantragte, die faschistische Partei möge über die Lage in der Lombardei eine Untersuchung veranstalten. Die Unternehmer, hieß es, weigerten sich, sich der staatlichen Arbeitsvermittlungen zu bedienen, und ebenso lehnten sie es nach wie vor beharrlich ab, die im Korporationsgesetz vorgesehenen Fiduciari (Vertrauensmänner) der Arbeiterschaft in den Betrieben zuzulassen. Ein Redner, Signor Fioretti, erklärte, daß Unternehmer und Arbeiter von dem Gesetz keineswegs gleich seien, sondern, daß die Unternehmer weit mehr gälten. Die Arbeiter seien diszipliniert, „aber", so sagte Signor Begnotti, „die Frage ist, ob ihre Disziplin eine natürliche oder das Ergebnis eines Zustandes der Furcht ist". Unterstaatssekretär Bottai, erörterte zum Schluß der Debatte, daß leider noch der Klassengeist bei Unternehmern und Arbeitern stark lebendig sei und daß, noch vieles geschehen müsse. Er warnte die Unternehmer und erklärte, sie dürfen nicht glauben, daß damit, daß den Arbeitern der Streik verboten und den Unternehmern die Streikdrohung vom Halse geschafft sei, alles geschehen sei; die Arbeiter hätten dafür das Recht auf gerechte und angemessene Behandlung."

Nichts könnte den Sinn des Faschismus und seines „Arbeitsrechtes" greller und mit blutigerer Deutlichkeit offenbaren als dieser Bericht eines stockkonservativen, strengbürgerlichen und erzkapitalistischen Blattes über den Mailänder Kongreß. Unter dem Vorwand, es gebe keine gesonderten oder einander gar zuwiderlaufenden Interessen von Unternehmern und Arbeitern, sondern nur ein einziges, beiden gemeinsames Interesse, jenes der Wirtschaft und der Produktion, ist die italienische industrielle und landwirtschaftliche Arbeiterschaft ihrer gewerkschaftlichen Organisation, die ihre Vertretung gegen Unternehmer und Kapital war, beraubt und unter der Führung faschistischer Sekretäre in Syndikate gezwungen worden, die zusammen mit den Syndikaten der Unternehmer die faschistischen Korporationen bilden. In diesen sind die Arbeiter dem Unternehmer und dem Kapital wehrlos und widerstandslos ausgeliefert, denn die ihre Wortführer und die Vertreter ihrer Interessen sein sollten, die Leiter der Arbeitersyndikate, sind in Wahrheit nichts als die Büttel und Aufseher des Kapitals und des Unternehmertums über seine Heloten.

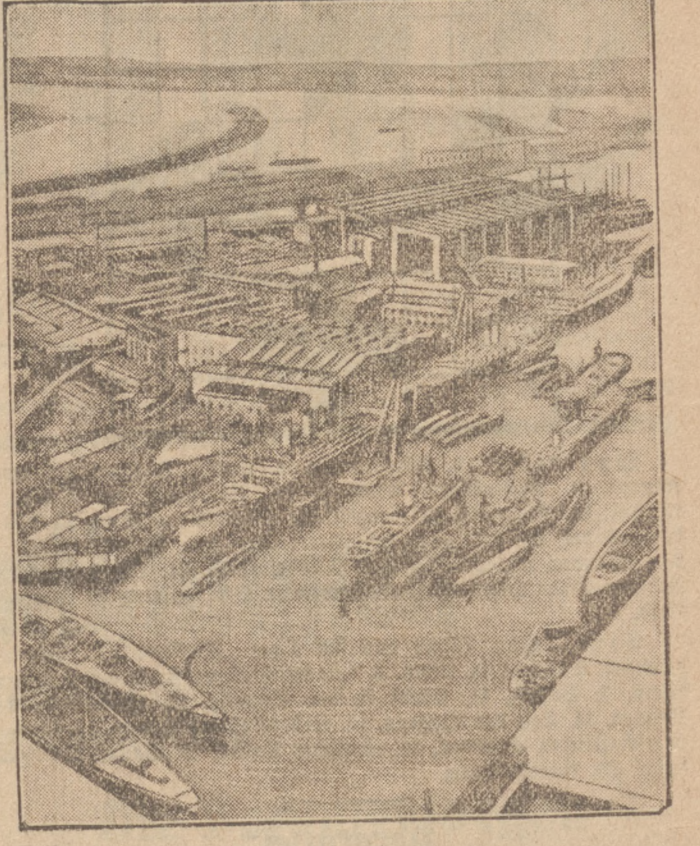


„Nieter"

Eine Plastik der Berliner Bildhauerin Frau Luise Schmuckler.

Die Arbeiter dürfen nicht wagen aufzumucken, sie sind, wie einer der Faschistensekretäre sagt, „diszipliniert" — wobei er freilich die Frage offen lassen muß, ob ihre Disziplin eine natürliche oder die Folge des Terrors ist. Den Arbeitern ist der Klassenkampf und das Klassenbewußtsein ausgetrieben worden — desto stärker ist das Klassenbewußtsein im Unternehmertum lebendig und desto fröhlicher und unbekümmerter führen sie ihren Klassenkampf fort. Sie können es straflos tun, denn sie tun es auf dem Boden der faschistischen Syndikale und Korporationen, wo der andere Partner ihnen wehrlos ausgeliefert ist. Sie wollen von den Vertrauensmännern der Arbeiter, ja selbst von der faschistischen Arbeitsvermittlung nichts wissen — ja, wie denn auch nicht? Wozu haben sie den Faschismus, wenn sie nicht Herren im eigenen Hause sein sollen? Der Faschismus, der faschistische Staat ist für die Klasseninteressen von Besitz und Kapital da. Er proklamiert die Idee von Volksgemeinschaft, von Klassenversöhnung und vom Arbeitsfrieden. Aber es kann keine Volksgemeinschaft von Herren und Knechten, es kann keinen Arbeitsfrieden zwischen Siegern und Besiegten und es kann keine Versöhnung der Klassen außer jener geben, die die Klassen abschafft. Hätte man es nicht gewußt, der Mailänder Kongreß der Syndikate der lombardischen Industriearbeiter hätte es aufs neue dargetan, wie er den Faschismus gezeigt hat als das, was er ist: den Gewaltapparat von Besitz, Kapital, Hochfinanz und Großunternehmertum.

Die Ideologie des Faschismus ist damit, nicht zum erstenmal, als eitles Geflunker und als blutiger Hohn entlarvt, aber die jüngste Entlarvung ist besonders lehrreich. Das Sirenenlied von der Volksgemeinschaft, dem Arbeitsfrieden und der Klassenversöhnung wird auch hierzulande von der Börsenpresse und von den unterschiedlichen Grazer und Innsbrucker Primadonnen getrillert. Die Heimwehr, die sich auf der einen Seite dem Kapital, dem Besitz und der herrschenden Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung als Schutzgarde empfiehlt, möchte sich mit dem Sirenenlied von Volksgemeinschaft, Arbeitsfrieden und Klassenversöhnung auch in das Ohr des Arbeiters einschmeicheln. An dem Schicksal des italienischen Proletariats, das der Mailänder Kongreß wieder einmal offenbart hat, mögen die österreichischen Arbeiter ersehen, was es mit diesem Sirenenlied für eine Bewandtnis hat, mögen erkennen, daß seine Töne falsche Töne und seine Sänger falsche Freunde sind.



Die Hamburger Vulkanwerft verkauft

Die Verhandlungen der Deschimag über den Verkauf der Hamburger Vulkanwerft an den Großkaufmann Dr. Diederichsen, den Besitzer der Howaldt-Werke und der Hamburger Werft Janssen und Schmielinsky, sind zu einer grundsätzlichen Einigung gediehen. Danach übernimmt Dr. Diederichsen die Anlagen des Vulkans mit sämtlichen Hellingen und Maschinengebäuden, sowie eins der Schwimmdocks von 17 500 Tonnen Tragfähigkeit. Die drei anderen Schwimmdocks des Vulkans werden von der Hamburger Werft Blohm und Voß erworben.

Eine Welt-Gewerkschafts-Internationale?

Matthew Woll, Vize-Vorsitzender des Amerikanischen Gewerkschaftsbundes (A. F. of L.), veröffentlichte kürzlich in dem von ihm herausgegebenen Organ seiner Berufsorganisation „American Photo Engraver", einen Artikel, in dem er sich für die Gründung einer Weltgewerkschafts-Internationale einsetzt, und zwar auf Grundlage der vollen Autonomie der im I. G. B. vereinten Gewerkschaften der östlichen Hemisphäre (Europa und Asien) sowie der im Pan-Amerikanischen Gewerkschaftsbund zusammengefaßten Gewerkschaften der westlichen Hemisphäre (Nord- und Südamerika). Beide Gewerkschaftsbewegungen können seinem Vorschlag zufolge „einander volle und ausschließliche Gelegenheit geben, ihre resp. Probleme nach eigenem Gutdünken zu behandeln und gleichzeitig in bezug auf alle Probleme gemeinsamen Interesses zusammenarbeiten". Da „der Pan-Amerikanische Gewerkschaftsbund seine volle Souveränität über die Arbeiterbewegungen der Neuen Welt", d. h. „eine internationale Monroe-Doktrin für ganz Amerika, proklamiert hat", glaubt Woll, daß durch „ein solches Uebereinkommen" und die dadurch bedingte Aufteilung der Interessensphären „die ganze amerikanische Hemisphäre von europäischem Einfluß befreit werde".

Noch bevor der genaue Wortlaut der Ausführungen Wolls in Europa bekannt war, gaben einem Interview des „Daily Herald" zufolge sowohl der Vorsitzende des I. G. B., W. Citrine, als auch der Vizevorsitzende Jouhaux der Bereitwilligkeit des I. G. B. zu „engerer Zusammenarbeit" Ausdruck. „Wenn der Vorschlag", so führte Citrine aus, „vom Amerikanischen Gewerkschaftsbund offiziell dem I. G. B. unterbreitet wird, so wird ohne Zweifel alles gemacht werden, um mit dem großen amerikanischen Kontinent eine feste und wirkungsvolle Beziehung herbeizuführen". Auch Jouhaux drückte sich in ähnlichem Sinne aus und sagte u. a.: „Wenn auch angenommen werden muß, daß M. Woll seine persönlichen Ansichten ausspricht und eine Beurteilung seines Vorschlages erst nach genauer Kenntnis des Textes seiner Anregung erfolgen kann, so kann kein fundamentaler Einwand gegen die Idee der kontinentalen Autonomie gemacht werden, vorausgesetzt natürlich, daß tatsächlich eine wirkungsvolle Zusammenarbeit herbeigeführt werden kann. Würde dem I. G. B. ein solcher Vorschlag unterbreitet, so würde er ohne Zweifel mit dem besten Willen zur Schaffung der Welteinheit besprochen werden".

Inzwischen hat der Pressedienst der A. F. of L. einen kurzen Auszug des Artikels von Woll veröffentlicht, ferner hat William Green, der Vorsitzende der A. F. of L., dieser Tage im Zusammenhang mit Aeußerungen von Albert Thomas auf der Internationalen Arbeitskonferenz laut Pressedienst der A. F. of L. Ausführungen gemacht, die ein Hinweis auf die offizielle Stellungnahme der A. F. of L. in der Frage der Zusammenarbeit mit der europäischen Arbeiterbewegung im allgemeinen und dem Internationalen Arbeitsamt (I. A. A.) im besonderen sein können.

Green weist auf den grundlegenden Unterschied in den Arbeitsmethoden der amerikanischen und europäischen Gewerkschaftsbewegung, sowie auf die Aenderung in der Stellungnahme der A. F. of L. gegenüber dem Internationalen Arbeitsamt hin. In dem Artikel wird betont, daß unmittelbar nach dem Kriege wegen des hervorragenden Anteils Gompers an der Schaffung des I. A. A. eine auf der Loyalität gegenüber Gompers begründete Stimmung zugunsten Genfs vorhanden war, daß sich jedoch seither „die Stellungnahme geändert habe." — —

Auf die an Green gerichtete Frage, ob die A. F. of L. heute wieder zugunsten des Anschlusses an das I. A. A. stimmen würde, falls dieses Problem neuerdings auftauchen würde, sagte Green: „Ich glaube nicht". Dies ist den Ausführungen des Artikels zufolge die allgemeine Ansicht in Arbeiterkreisen: „Man ist allgemein der Ansicht, daß in bezug auf ein grundlegendes Prinzip zwischen den amerikanischen Arbeitern und den europäischen Zentralen ein tiefer Abgrund besteht und daß diese Tatsache dem organischen Anschluß als eines der größten Hindernisse entgegensteht. Andererseits legte Präsident Green Nachdruck darauf, daß die Haltung der amerikanischen Arbeiterschaft gegenüber Europa „freundlich", und daß die amerikanische Gewerkschaftsbewegung bereit sei, „in jeder nur möglichen Weise Beistand zu leihen".

Im weiteren Verlauf seiner Ausführungen wies Präsident Green darauf hin, „daß die Gegensätze, die in bezug auf Genf vorhanden sind, auch für Amsterdam gelten. Dazu kommt überdies noch der weitere Gegensatz betr. das Gebundensein der Amsterdamer Organisationen durch Mehrheitsbeschlüsse, von dem der Amerikanische Gewerkschaftsbund nichts wissen will". (Auch in diesem Zusammenhang muß wieder einmal festgestellt werden, daß die volle Autonomie aller dem I. G. B. angeschlossenen Gewerkschaften statutarisch gewährleistet ist. D. Re.)

Am Schluß der Ausführungen des Pressedienstes der A. F. of L. heißt es, daß, „soweit Genf in Frage komme, die Ausführungen Greens das Gewicht eines formellen Beschlusses hätten."

Gescheiterte Zusammenschlußbestrebungen in Schweden

Der Kongreß der syndikalistischen Landeszentrale Schwedens hat den von einer aus Vertretern der syndikalistischen und freien Gewerkschaftszentralen zusammengesetzten Kommission ausgearbeiteten Plan einer Verschmelzung der beiden Landeszentralen abgelehnt. Auf Grund dieses Beschlusses hat der Generalsekretär der syndikalistischen Landeszentrale, der ein eifriger Anhänger der Verschmelzungsbestrebungen war, sein Amt niedergelegt und ist zur freien Gewerkschaftsbewegung übergegangen. In den einsichtigen Kreisen der syndikalistischen Gewerkschaftsbewegung Schwedens befürchtet man, daß dieser Kongreßbeschluß den Beginn einer vollständigen Auflösung der syndikalistischen Gewerkschaftsbewegung bedeuten wird. Schon jetzt beginnt die Mitgliederzahl bedenklich zu sinken. In der letzten Zeit ist sie von 30 000 auf zirka 26 000 Mitglieder zurückgegangen, während die freigewerkschaftliche Landeszentrale zur Zeit über 470 000 Mitglieder zählt.

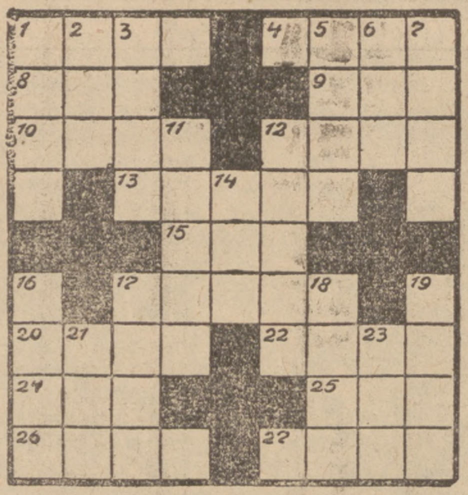
Polnische Schulden an England

London. In Beantwortung einer Anfrage über die polnische Schuld in England erklärte der Regierungsvertreter im Unterhause, daß Polen bis jetzt aus diesem Titel 1 528 916 Pfund Sterling gezahlt habe. Der Gesamtbetrag der noch zu zahlenden Lohnschuld aus dem Titel der Entschädigungen für die Gefangenen 97 918 Pfund Sterling. Außerdem habe Polen noch etwa 600 000 Pfund zur Deckung der Unterhaltungskosten der englischen Besatzungstruppen in Oberschlesien zu zahlen. Hierüber schweben zwischen England und Polen noch Verhandlungen.

Verantwortlich für den gesamten redaktionellen Teil: Josef Helmrich, wohnhaft in Katowice; für den Inseratenteil: Anton Rzyttki, wohnhaft in Katowice. Verlag: „Freie Presse" Sp. z ogr. odp., Katowice; Druck: „Vita", nakład drukarski, Sp. z ogr. odp., Katowice, Kościuszki 29.

Rätsel-Ecke

Kreuzworträtsel



Wagerecht: 1. Körperorgan, 4. Frucht, 8. schweizerischer Kanton, 9. musikalischer Ausdruck, 10. Nebenfluß der Donau, 12. Teil der Kleidung, 13. französischer Revolutionsführer, 15. Nebenfluß der Weichsel, 17. Schlachtort aus dem Kriege 1870/71, 20. Festraum, 22. schweizerischer Freiheitsheld, 24. Ort in Tirol, 25. europäische Hauptstadt, 26. bekannter Schachspieler, 27. Amtskleid.

Senkrecht: Figur aus der Oper „Tiefland", 2. Papageienart, 3. Staat in Asien, 5. finanztechnischer Ausdruck, 6. Gutschein, 7. Schluß, 11. Stadt in der Schweiz, 12. Landschaft in Ungarn, 14. Teil des Wagens, 16. Nebenfluß der Donau, 17. landwirtschaftlicher Ausdruck, 18. römischer Kaiser, 19. Baum, 21. Getränk, 23. Anerkennung.

Versrätsel

Sie blühen im Garten mit A farbenfroh,
Der Feinschmecker kennt sie mit Au.
Die Festglocken läuten im Lenze für O,
wie weh'n da die Lüfte so lau.

Silbenrätsel

Aus den Silben: a — an — as — bel — ber — che — die — die — ein — en — er — eis — fel — fer — hoe — i — kla — knack — krut — me — nand — ne — ne — nes — net — on — re — ri — ri — ri — sen — sta — te — ten — tu — ti — ti — tys — van — waf — we — wurst — sind 15 Wörter zu bilden, deren zweite und vierte Buchstaben, beide von oben nach unten gelesen, einen Spruch ergeben.

1. Roman von Walter Scott. 2. männl. Vorname. 3. weibl. Vorname. 4. Musikinstrument. 5. Erfrischung. 6. Handwerker. 7. Sohn Adams. 8. Standort. 9. findet man auf jedem Gutshofe. 10. spanische Provinz. 11. Neu eintretender Soldat. 12. Bekannter Großindustrieller. 13. Mittagskreis. 14. Wurstart. 15. Baum.

Auflösung der Besuchskarte

Maschinist.

Auflösung des Silbenrätsels

Die Befreiung der Arbeiterklasse kann nur das Werk Ihrer selbst sein.

1. Dekoration. 2. Idaho. 3. Einkommen. 4. Binde. 5. Ernte. 6. Fruchteis. 7. Rorschach. 8. Endivie. 9. Italien. 10. Ursula. 11. Nowa Wies. 12. Grenadine. 13. Durga. 14. Enkel. 15. Reibeisen. 16. Anhydrit. 17. Rarität. 18. Biene. 19. Erratum. 20. Ibsen. 21. Trema. 22. Erle. 23. Robert. 25. Kaserne. 25. Liter. 26. Assel. 27. Sieben. 28. Spitze. 29. Einmaster.

Auflösung des magischen Figurenrätsels

IP KA
ISOLANI
POLENTA
LETTE
KANTINE
ANTENNE
IA EE

Versammlungskalender

Verband der Bergbauindustriearbeiter.

Schwientochlowitz. Mitgliederversammlung bei Frommer, Langestraße, am 21. Juli, vormittags 9½ Uhr.

Neudorf. Am 21. Juli d. Js., vormittags 9½ Uhr, bei Goretzki. Referenten zu allen diesen Versammlungen werden herausgeschickt.

Kattowitz. Holzarbeiter. Mittwoch, den 17. d. Mts., abends 6 Uhr, im „Zentralhotel" Allgemeine Holzarbeiterversammlung. Sehr wichtige Tagesordnung. Pünktliches Erscheinen aller Kollegen ist Pflicht.

Kattowitz. D. M. V. Am Sonntag, den 14. Juli 1929, vormittags 10 Uhr, findet im „Zentralhotel" Katowice eine Mitgliederversammlung statt. Tagesordnung: 1. Referat des Kollegen Knappik, 2. Verbandsangelegenheiten.

Königshütte. Ortsausschuß. Sonntag, den 14. d. Mts., nachmittags 15 (3) Uhr findet im Volkshaus die fällige Plenumsitzung des Ortsausschusses statt. Die einzelnen Gewerkschaften haben für Erscheinen ihrer Delegierten Sorge zu tragen.

Königshütte. (Freie Turnerschaft.) Sonnabend, den 13. Juli, abends 7 Uhr, im Volkshaus, Vorstandssitzung. Pünktliches und vollzähliges Erscheinen der Vorstandsmitglieder wird erwartet.

Lipine. D. S. A. P. Sonntag, den 14. Juli, vormittags 9 Uhr, bei Machon Mitgliederversammlung. Vollzähliges Erscheinen dringend erwünscht. Referent Genosse Kowoll.

Ruda. (D. B. V.-Jugend.) Infolge des wegen regnerischen Wetters am 7. Juli ausgefallenen Ausflugs der Jugendgruppe des D. B. V., findet der Ausflug am Sonntag, den 14. Juli statt. Sammelpunkt: Milchhalle, Marktplatz Ruda, 5 Uhr früh; Abmarsch 5,30 Uhr. Beköstigung und Musikinstrumente sowie eventl. Spielgeräte mitbringen. Die älteren Mitglieder sowie Sympathiker des Verbandes sind freundlichst eingeladen.

Siemianowitz. Am Sonntag, den 14. d. Mts., vormittags 10 Uhr, findet bei Kosdon für die Belegschaft der Richterschächte, nur für freie Gewerkschaftsmitglieder, eine Betriebsversammlung statt. Tagesordnung: Stellungnahme zu der Verzögerung der Betriebsratswahlen.

Eichenau. Am Sonntag, vormittags 10 Uhr, findet eine Vorständesitzung der D. S. A. P. und des Bergarbeiterverbandes im Lokal Achtelik statt. Der Wichtigkeit wegen werden die Vorstandsmitglieder aufgefordert, pünktlich und vollzählig zu erscheinen.

Nikolai. Am Sonntag, den 14. Juli, um 2½ Uhr nachm., findet die fällige Monatsversammlung der D. S. A. P. im Lokale „Freundschaft" statt. Wegen des interessanten Vortrages des Parteivorsitzenden Genossen Kowoll werden die Mitglieder ersucht restlos zu erscheinen und Gäste mitzubringen.

Unser Genosse

Josef Rzytka

ein langjähriges Mitglied der P. P. S. und Centralny Związek ist infolge eines Unfalles plötzlich verschieden.

Der Verstorbene war uns als eines der ältesten Mitglieder der P. P. S. ein leuchtendes Vorbild im Kampfe um eine bessere Zukunft.

Die Beerdigung findet Sonntag, nachmittags 4 Uhr, vom Knappschaftslazarett aus, statt. Eine recht zahlreiche Beteiligung ist erwünscht.

Ortsgruppe der P. P. S. Bogucice

Tödlich verunglückt ist unser Mitglied und Mitbegründer des Arbeiterkonsums Robotnik in Mała-Dąbrówka

Josef Rzytka

Sein Andenken werden wir stets in Ehren halten.

Der Vorstand und Aufsichtsrat des Konsums Robotnik

Beerdigung findet am Sonntag, nachm. 3 Uhr, vom Krankenhaus Kattowitz, aus, statt.